



auftrag

Dezember 1986

160

● auftrag

Dezember 1986

Heft 160 — 26. Jahrgang

3	Grundwerte leben	
	Weihnachten 1986	H. F.
6	Der Ruf der dunklen Wälder	Hans Bahrs
10	Zum Weihnachtsfest jedes Jahr ein Brot	Helmut Richter
12	Wagrainer Impressionen	Anne Bahrs
13	Gottes Herz — Geschenk an die Welt	Heinrich Bücker
15	Christnacht im Sudetengebirge	Hans Stilbach
17	Urkraft der Liebe	Hans Bahrs
	Ave Maria	Albert Funck
19	Kirche	
	Assisi-Friedensgebet	M. H. — M. F.
22	Gedankensplitter — Katholikentag Aachen	Wilhelm Lehmkämpfer
25	Nachlese zum Katholikentag	Hiltrud Thye
27	Aktuelles — kurz belichtet	Norbert M. Schütz
28	„Kirche in Not“ — 36. Internationaler Kongreß	Emil Kladiwa
33	Frieden	
	Streitkräfte in der Demokratie	Karl-Wilhelm Becker
51	Weltfriedenskongreß — Weltfriedensfarce?	Oliver Beste
54	Um den Menschen	
	Anonyme Vaterschaft und Leihmütter	Siegfried Granrath
59	Das Trauma des Holocaust	Lothar Groppe
62	Geliebter Demonstrant	Anne Bahrs
63	Zum 9. November 1938	H. F.
64	Aus GKS und PGR	
	Bonn	Christian Dewitz
65	Starnberg/Feldafing/Murnau	Horst Künzel
	Bonn	Helmut Fettweis
67	Pöng	Arthur Schopf
68	Wien	Michale Haubl
69	Regensburg	Harald Schäfer
70	Fürstenfeldbruck	Ute Daumann
72	Aus der weiten Welt	
	Santiago/Chile	Eduardo Cano
74	Sanktionen?	Karl Breyer
77	Informationen aus Kirche und Welt	
84	Das aktuelle Buch	
100	Du bist mein Zeuge	Paul Roth

Der beigefügte Überweisungs-Zahlschein ist Ihrer Aufmerksamkeit empfohlen.
Vergelt's Gott!

Grundwerte leben

Weihnachten 1986

Mit der Überschrift ist die Jahresthematik 1987 umrissen. Es ist vielleicht sinnvoll, am Vorabend des neuen Jahres über die damit verbundenen Fragen nachzudenken.

Das Weihnachtsfest bietet zudem Anlaß nachzusinnen, welche Aufgaben sich für den Christen stellen, der sich aus dem Geheimnis der heiligen Nacht gerufen fühlt.

Was sind Grundwerte?

Angesichts der heute herrschenden Meinungsvielfalt ist es schwer, in unserer Gesellschaft Grundwerte aufzustellen, die allgemein anerkannt werden. Unter dem Banner der Freiheit versuchen viele, ihr Leben nach eigenen Prinzipien zu gestalten, und lehnen vorgegebene oder verbindliche Normen ab.

Man muß aber wissen — und die Geschichte bestätigt das immer wieder —, ohne „Spielregeln“ kann eine Gesellschaft, kann ein Volk auf die Dauer nicht existieren. Sonst artet das Zusammenleben zu einem Kampf aller gegen alle aus, und die „Stärkeren“ — oft eben nur die Skrupelloseren — siegen.

Was so für den profanen Alltag — für die allgemeine Gesellschaft — gilt, muß für den Christen in besonderem Maße gelten. Der Christ, der glaubt, daß es einen Schöpfergott gibt, der im Glauben weiß, daß Gott diese seine Schöpfung liebt, daß er um des Heiles der Menschen willen sein Wort in einem menschlichen Leib unter die Menschen gesandt hat, dieser Christ weiß auch um die Normen, die Gott den Menschen gegeben hat.

„Diese Gebote sind zum Heil der Menschheit aufgerichtet“, heißt es im Hirten Schreiben der deutschen Bischöfe vom Mai 1976. „Menschheitsbeglückter versuchen immer wieder, diese 10 Gebote abzuschaffen, und meinen, dadurch den Schritt in das Paradies auf Erden tun zu können. Die geschichtliche Erfahrung aber sagt: „Wer die 10 Gebote abschafft, schafft Unheil.“

Aus tiefer Sorge um den Bestand einer lebenswürdigen Gesellschaft haben die deutschen Bischöfe im Herbst 1977 den Hirtenbrief „Grundwerte verlangen Grundhaltungen“ veröffentlicht. Darin werden die vier Kardinal-Tugenden *Klugheit* (Mut zur Wahrheit), *Gerechtigkeit* (dem Nächsten gerecht werden), *Tapferkeit* (das Wagnis, Nachteile auf sich zu nehmen) und *Zucht und Maß* (die Kunst des Verzichtes) beschrieben.

Nur die Beachtung der Gebote und ihre Anwendung im Sinne der Kardinaltugenden führen zu den Grundwerten: Würde und Freiheit der menschlichen Person, Prinzipien der Solidarität, das Gemeinwohl, das Subsidiaritätsprinzip und die Religionsfreiheit.

Nur unter Wahrung dieser Grundlagen lassen sich Begriffe wie Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit frei von ideologischen Verformungen praktizieren.

Umfrageergebnisse und Mehrheiten sind keine sicheren Ratgeber für Normen, die zum Heil führen sollen.

Wir müssen uns immer wieder darüber klar werden, daß es das Böse, daß es die Schuld und die Verführbarkeit gibt.

Daher gilt es für uns nachzudenken, wie wir den Grundwerten in unserem Bereich im Alltag Geltung verschaffen, wie wir Grundwerte leben können.

Welche Bedeutung haben Grundwerte für uns heute

Wenn wir zurückschauen in die letzten 10 der 15 Jahre, dann haben wir erleben müssen, daß eine Zeitströmung glaubte, alles wegfegen zu können, das auch nur entfernt an Autorität, an Vorgegebenheiten erinnerte. Wir haben erlebt, daß Menschen sich zum „Macher“, zum großen Übermenschen zu erheben versuchten. Und diese Versuchung, allen geschichtlichen Erfahrungen zum Trotz, sich zum Beglückter der Menschheit aufzuschwingen, ist täglich neu gegeben.

Sie fängt bei jedem an, der — aus welchen Gründen auch immer — Macht hat oder glaubt, Macht zu haben, und hört nicht auf bei denen, die mit Schmeichelei oder Überredungskünsten auf ihre Art Einfluß auszuüben bemüht sind.

Aber es bleibt die Erkenntnis, daß allein die Grundwerte einen Weg darstellen, auf dem man den Schritt in die Zukunft wagen kann. Vielfach will man es noch nicht einsehen, aber an der Beobachtung der Grundwerte wird es liegen, ob wir als Volk eine Zukunft haben und ob wir als Christen zum Heil berufen sind.

Dazu sind zwei Dinge notwendig:

- Man muß die Grundwerte kennen, und
- man muß sie im Alltag leben.

Es ist daher zu begrüßen, daß sich die katholischen Soldaten erneut um die Grundwerte bemühen, aber nicht in der Theorie hängen bleiben, sondern ihre Kenntnisse in praktisches Handeln umsetzen wollen.

Es hat sich vielleicht gut gefügt, daß die Vorüberlegungen schon im alten Jahr konkret geworden sind. So kann man diese Vorüberlegungen beginnen mit einer Rückbesinnung auf den Tag, da uns das Heil geboren wurde, auf die heilige Nacht.

Was sagt uns das Geschehen der heiligen Nacht im Jahre 1986?

Wir haben an dieser Stelle schon so oft über das Geschehen der heiligen Nacht geschrieben. Wir haben vor dem Merkantilismus an diesen Tagen gewarnt. Wir haben auf die Verwässerung des geistigen Gehaltes verwiesen, wir haben aber auch Menschen zu Wort kommen lassen, denen im Gedächtnis an diese Nacht neue Kräfte zuwuchsen, neue Impulse vermittelt wurden und die seit dieser Erinnerung an das heilige Geschehen ihr Leben geändert haben.

Wir sind heute — 1986 — eine gebeutelte Generation. Auf die Versprechungen eines 1000jährigen Reiches folgte der tiefe Absturz in Tod und Not.

Nach der Aufbruchstimmung der 50er Jahre folgte der Kampf mit den Antiautoritären, folgte die Versuchung durch die Macher. Und nun leben die Menschen in Angst und Schrecken vor so vielen tatsächlichen und herbeigeredeten Gefahren. Unsicherheit und Ratlosigkeit greifen um sich. Man glaubt nicht mehr, man sucht nach der Erlösung aus dem Jammertal und will es in der Geborgenheit eines Wohlstandes nicht erwähnen. Es fehlt der Mut zum Glauben.

Weihnachten 1986

In dieser Situation sollte uns das Weihnachtsfest in diesem Jahr an vier Dinge erinnern und dabei trösten:

- Gott hat seine Schöpfung nicht verlassen, sondern sein Wort zur Rettung geschickt.
- Gegen alle menschliche Vernunft ist das Kind in der Krippe — arm und verfolgt vom ersten Tag an — der Heiland der Welt.
- Auch nach 2000 Jahren ist die Menschheit erlösungsbedürftig wie eh und je.
- Aber diese Erlösung ist Heilsgewißheit seit Bethlehem.

„Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen, einen Sohn wird sie gebären, und man wird ihm den Namen Emmanuel geben, das heißt übersetzt: Gott ist mit uns“ (Mat 1,23).

„Verherrlicht ist Gott in der Höhe, und auf Erden ist Friede bei den Menschen seiner Gnade“ (Lk 2,14).

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott“ (Joh 1,1).

„Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14).

Seit jenen Tagen, da der Herr auf unserer Erde wandelte — und viele haben seine Spuren gesehen damals, sind auf seinen Pfaden gewandelt, haben sein Heilszeichen, die Kirche, erleben können —, seit jenen Tagen gibt es für jeden Menschen den Ruf zum Heil, wie jenes Licht, das am Ende eines langen dunklen Tunnels aufleuchtet.

Seit Christi Geburt gibt es kein Zurück mehr in die Angst der Heiden, die von ihrer Erlösung nichts wußten. Seit jener glücklichen Stunde können wir froh und getröstet sein, an jedem Tag, in jedem Leid.

Aus diesem Glauben an die Hoffnung und dem Wissen um die Freude aus der heiligen Botschaft wünscht Ihnen die *Redaktion*:

Eine gnadenreiche Weihnachts!

Der Ruf der dunklen Wälder

Eine Weihnachtsgeschichte

Hans Bahrs

Sie saßen um den rauchgeschwärzten alten Kamin des Forsthauses zusammen, drei gute Freunde aus der goldenen Jugendzeit, von der das Lied singt, daß sie hinter den Bergen so weit, so weit liegt. In jenen Jahren waren sie oft und oft gemeinsam durch die Lande gezogen, immer der Stimme der Sehnsucht nach, die blaue Blume zu suchen, wie die ganze Generation der Wandervögel. Nun waren sie über den Sturm ihrer Jugend hinausgewachsen, waren Männer und Väter, nun auch schon Großväter geworden. Nicht alle Blütenträume waren gereift, mancher Wermutstropfen war in den Wein ihrer Hoffnung gefallen, und sie hatten ihn dennoch leeren müssen. Zulieb, zuleid, danach fragte das Schicksal nicht, angenommen werden wollte es, ehrlich und mit vollem Herzen angenommen. Zwei Kriege waren über das Vaterland hinweggebraust, jener erste, dem sie ihre heiße und stürmische Begeisterung liehen, bereit, die Sterne vom Himmel herabzuholen, das heilige Land der Väter vor Not und Unbill zu bewahren, wie es einer der ihren damals sang: „Heilig Vaterland, in Gefahren deine Söhne sich um dich scharen!“ Und dann war das Ende doch so anders gewesen, und sie kehrten als Männer zurück, der Xaver auf die Technische Hochschule, um Ingenieur zu werden, der Franzl ganz nach dem Norden, aus dem er sich auch die Frau holte, in ein Forsthaus hinein, um in der Zwiesprache mit der Natur das innere Gleichgewicht wieder zu festigen, das in den Stürmen des Krieges ins Wanken gekommen war, als sie nicht mehr die blaue Blume suchen gingen, sondern den Tod, der durch ihre Reihen schritt. Der Sepp endlich war ein biederer Apotheker geworden, der in der fröhlichen Stadt am Neckar, die von den Studenten so feurig besungen wird, ein Auskommen fand.

Sie hielten untereinander Verbindung, wie gute Freunde das tun, die sich in ihrem Leben begegnen durften, mit dem Herzen meine ich und nicht nur im Vorübergehen, die eine Strecke des Weges gemeinsam zogen und die Erinnerung daran nun während ihrer weiteren Pilgerschaft wie einen köstlichen Schatz hüten und nur im ganz vertrauten Gespräch später einmal den heranwachsenden Söhnen von den Tagen ihres Jungseins plaudern, Stunden, an die sich die Söhne später auch noch gern erinnerten, als sie sich selbst ein unsentimentaleres Bild der eigenen Jugend und ihrer Verwandlung in den mörderischen Feuern des Zweiten Weltkriegs schaffen mußten.

Nun, als die drei Freunde um den offenen Kamin herum saßen, da waren die Söhne erwachsen und hatten sich ein eigenes Nest gebaut, soweit sie aus dem Inferno der Schlachten, in das sie alle verstrickt worden waren, mit heilem Atem herausgekommen waren. Es war wie eine stumme Vereinbarung gewesen, über die sie später oft herzlich gelacht hatten, aber den Ehen der Freunde waren nur Knaben entsprossen, in allen die gleiche Anzahl: drei. Und es hob die Gemeinsamkeit ihres äußeren Schicksals zum Gipfel, daß ihnen allen der Jüngste genommen wurde. Die anderen Söhne kehrten heim, alle blessiert, aber alle gereift und noch bei Kräften, das Lebensschifflein selbst zu steuern. Der

Wirbelwind des Schicksals hatte sie weit verstreut. Zwei von ihnen hatten der Heimat den Rücken gekehrt und waren in die Weite Kanadas gezogen, beides Franzls Kinder, die nicht damit rechnen durften, in ihren besten Jahren in der Heimat ihr Auskommen als Förster zu finden. So waren sie mit ihren jungen Frauen hinausgezogen und lebten nun drüben in dem Lande ihrer Hoffnung, das ihnen Auskommen sicherte, aber ihre junge Kraft und ihre ganze Hingabe forderte. Forstfachleute waren drüben gern gesehen, zumal, wenn sie noch so jung und wandlungsfähig waren wie Franzls Söhne.

So war es nun still geworden in dem Forsthaus mitten in der Heide. Man mußte von der kleinen Station aus weit laufen, aber Xaver und Sepp brauchten das mit ihren Frauen nicht zu tun, denn der alte Jagdwagen, den der Förster Franzl selbst kutschierte, stand an der Bahn und holte sie ein.

Es war Winter. Die Kälte war von Osten hereingebrochen in jenem Jahr wie lange nicht mehr. Es war die Zeit, da die Menschen in dem Nachkriegsdeutschland langsam wieder ihr Auskommen fanden. Es wollte Weihnachten werden. Weihnachten, dieses liebe alte Fest, wollten die Freunde zusammen sein, weil doch das Forsthaus nun für Gäste Platz bereit hielt und weil die Söhne der anderen ihren eigenen Kreis ausmaßen, von dem aus liebe Grüsse und Geschenksendungen, aber nicht ein Versammeln zum Weihnachtsabend zueinander führten. Im Gegenteil: Alle Söhne lobten das Vorhaben der Eltern und wünschten ihnen eine friedvolle Weihnacht in der Einsamkeit der Wälder.

Der Förster, der ein Freund der Musik war und ein wundervolles Harmonium sein eigen nannte, hatte zur Freude und Erbauung seiner Gäste ein Konzert gegeben. Nun saßen sie um den Kamin herum. Auf einem Wandsims stand ein kostbarer Kerzenhalter, der dem Raum ein mäßiges, wohltuendes Licht schenkte, daß man in die Gesichter der übrigen Teilnehmer dieser Runde blicken konnte, der Schein der Kerze den Augen aber nicht wehtat, sondern eher wie ein warmes Kosen wirkte.

Sie konnten gut miteinander schweigen, diese sechs Menschen. Renate, Xavers Gattin, genauso gut wie Franzls mütterlich sorgende Hausfrau Irmhild oder die rundliche Frau Apotheker Resi und ihre Männer. Vor ihnen stand eine gute Flasche Rotwein, den Frau Irmhild auf die richtige Temperatur gebracht hatte, was auswies, daß hier nicht das erste Mal in gastlicher Runde getrunken und geplaudert wurde. Das Gästebuch, in dem Xaver jetzt blätterte, bestätigte das durch die Eintragungen der Gäste, die sich hier für Tage oder Wochen von der Hast in den Frieden dieses verwunschenen Hauses zurückgezogen hatten. Xaver blätterte und blickte zuweilen durch das breite Fenster hinaus in den Wald, den man in der Dunkelheit nur mehr ahnen konnte. Der Förster hatte die Vorhänge nicht herunter gezogen. Er liebte es, in seinen Wald hinauszuschauen und brauchte sich vor Nachbarn nicht zu verschließen. Die Tiere des Waldes, ein immer noch namhafter Rotwildbestand, etwas Schwarz- und Kleinwild, waren ihm Nachbarn und genügten ihm. „Hier hast du dich ja selbst eingetragen!“ staunte Xaver. Franzl nickte: „Ja, das war eine bittere Zeit damals!“ Xaver las laut: „24. Dezember 1945. Wer einmal im Walde zu Hause war, den läßt er nicht. Er muß immer wieder dem Ruf der dunklen Wälder folgen!“ – „Erzähle bit-

te, Franzl!“ — „Ach, da ist nicht viel zu erzählen. Ich war ja zuletzt auch noch mit dabei, als die letzten Bataillone aufgestellt wurden, ihr wißt das ja. Irmhild hat euch sicher davon erzählt.“ Er schwieg einen Augenblick und goß sich allein ein Glas Rotwein ein. Seine Hände zitterten etwas, als er das Glas nahm und es langsam austrank. Er schien die Zuhörer gar nicht mehr zu sehen. Seine Augen bohrten sich hinein in die Finsternis vor ihm. Dann fuhr er fort: „Ich war in den letzten Tagen noch in Gefangenschaft gekommen. Ein Schuß, den ich mir eben vorher weggeholt hatte, war nicht lebensgefährlich, aber immerhin doch so, daß ich damit ins Lazarett einer kleinen mecklenburgischen Stadt gesteckt wurde. Eines Tages kam dann der Amerikaner und nahm uns gefangen. Das Lazarett mußten wir räumen. Wir kamen in eine Turnhalle. Dann kümmerte man sich nicht mehr viel um uns. Aber eines Tages wurde dann die Stadt an die Russen übergeben. Unser Lazarett blieb ungeschoren. Nur ein russischer Stabsarzt ging durch unsere Reihen und ließ sich die Papiere der einzelnen Leute zeigen. Einige davon wurden abtransportiert. Die anderen ergaben sich ihrem Schicksal, das ungewiß blieb. Ich war vom Fieber geschwächt, aber durfte mich schon für Stunden wieder erheben, den Arm in der Binde, der mir auch heute noch nicht wieder ganz gehorcht. Ich will es ganz ehrlich sagen: Ich hatte Angst! Ich traute dem Frieden nicht. Außerdem war es Anfang Dezember geworden. Seit vielen Monaten hatte ich nichts mehr von meiner Frau gehört, wußte auch nichts von meinen beiden Söhnen, die mir geblieben waren. Was taten sie jetzt? Und was machten die Sieger inzwischen mit meinem Wald? Heute weiß ich selbst nicht mehr, wie ich eigentlich dazu gekommen bin. Es war ja Wahnsinn, denn wir wußten genau, daß die Täler voll von russischen Soldaten waren, die dort nach Versprengten und Verzwweifelten suchten, die den Widerstand der letzten Stunde bis ins Äußerste treiben wollten, ohne Befehl, ohne Schutz, ohne Gesetz und ohne Rechtfertigung. Aber an einem Abend, es war der 5. Dezember, ich erinnere mich daran wie heute, entfernte ich mich aus der Schule, die unmittelbar am Waldrand lag. Ich hatte mein Bündel geschnürt und türmte. Vorher hatten das schon andere gemacht, denen ich nur das eine voraus hatte, daß ich von vornherein eisern auf das Rauchen verzichtete hatte und nun einen Schatz für alle Fälle besaß. Ich hatte das dumpfe Gefühl, daß ich fort mußte. Drohte Gefahr? Keinerlei Anzeichen sprachen dafür. Die Russen benahmen sich uns gegenüber im Lazarett durchaus korrekt. Unsere Ärzte durften weiterarbeiten. Sie erhielten sogar Medikamente, soweit welche aufzutreiben waren. Mich zog es ganz einfach heim. Ich sah mein Haus vor mir und die Wälder ringsum, diese dunklen Wälder, die den Städtern so unheimlich erscheinen, weil sie nicht Anfang und Ende wissen. Ja, mich riefen diese Wälder. Das war alles. Nun, meine Heimkehr war eine Irrfahrt, wie ich sie meinem schlimmsten Feinde nicht wünsche. Aber unsere Zeit ist reich an solchen Wegen. Ich will euch nicht damit aufhalten. Genug. Ich schlug mich durch. Auch der große Strom, über den ich hinwegmußte, um in mein Revier zu kommen, war kein unüberwindliches Hindernis. Ein Bauer brachte mich mit einem alten Kahn hinüber um Gotteslohn. Er nahm nichts von mir, nur eine Zigarette, die er vor der Abfahrt heimlich rauchte. Keine Bezahlung, nichts. Ein wackerer Mann, wie sie selten waren in der Zeit, und doch, überall bin ich ihnen begegnet. Sie waren wie die Leuchtzeichen in jenen Tagen.

Ich kam in mein Revier. Es war der Morgen des 24. Dezember. Da brach ich zusammen. Nicht weit von diesem Hause hier. Ich konnte nicht mehr. So blieb ich liegen. Es war hundekalt. Ich rollte mich in meine Decken und suchte warm zu werden. Mein Arm war schwer geworden, als gehörte er mir schon nicht mehr. Am Nachmittag erwachte ich plötzlich vom Schnee. Ich war eingeschlafen. Das trieb mich hoch. Noch einmal raffte ich mich auf. Es gelang. Ich erreichte das Forsthaus. Und es war nicht leer. Irmhild, meine gute alte Seele, war da und nahm mich in Empfang. Freunde, die sie aufgenommen hatten, holten noch am Abend den Sanitätsrat, der hier manches Mal zu Gast war. Er hat mir das Leben gerettet. Es stand schlimm um mich, aber ich war daheim, war Weihnachten daheim.

Von den Jungen war gute Nachricht gekommen. Sie waren bei Freunden im Süden. Hinter dem Stacheldraht hatten auch sie es nicht ausgehalten. Wir wußten, sie waren in Sicherheit, und das war gut.

Damals durfte ich keinen Roten trinken“, lächelte der Erzähler und schenkte nun auch seinen Gästen wieder ein. „Heute hole ich es nach! Stoßt mit mir an! Wer wagt zu sagen, daß er nur aus eigenem Willen handelt? Es gibt Größeres als das. Wir werden immer wieder gerufen. Wie wir darauf antworten, darauf allein kommt es an!“

Sie tranken ihre Gläser aus und traten hinaus in die Nacht. Man spürte die Kälte nicht. Der Wald hielt den Atem des Windes an, machte ihn ganz still und sacht. Über den Kronen der abertausend Bäume aber wölbte sich der Himmel der Weihnacht.

Zum Weihnachtsfest jedes Jahr ein Brot dabei

Der Kamerad und das Christkind

Helmut Richter

Wir lernten uns im April 1948 in einem der Saporoschjer Kriegsgefangenenlager kennen, als zehn magere Gestalten im Banja (Badehaus) jeweils vor einer rostigen Blechschüssel standen, die für einige Jahre unsere Badewanne war. Auserkoren, ab morgen als Kolchosbauern in die Dnjepr-Niederung zu fahren, fiel mir bei den Mutmaßungen hinsichtlich des neuen Kommandos der heimatliche Dialekt meines Nachbarn auf. Als er bei meiner Erkundigung den Namen seines Heimatortes nannte, fragte ich nach einem dort ansässigen Kaufmann, der von dem Großhandel, in dem ich bis zu meiner Einberufung als Lehrling tätig war, beliefert wurde. Das Staunen lag noch mehr bei ihm als bei mir, als Paul, vor Überraschung stotternd, antwortete, daß es sich hierbei um seinen Vater handele.

Und dann schufteten wir gemeinsam von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang — und darüber hinaus — auf dem Kolchos für die Lagerabteilungen 7100. Dem wühlenden Hunger versuchten wir zunächst mit Sauerampfer, Brennesseln und Runkelrübenblättern zu Leibe zu gehen. Wenn wir Glück hatten, kochte auch das Fleisch eines Igels in unserem Geschirr. Als erste Feldfrucht ernteten wir Gurken, und nur ein ehemaliger Plenni (Gefangener) kann begreifen, daß Paul, um es für spätere Zeiten festzuhalten, an einem Tag 46 Stück zählte, die hinter seinen Zähnen verschwanden. Und es waren keineswegs kleine Exemplare. Aber gesättigt waren wir nie. Paul warf das gleiche Quantum in einen Korb, der sich eineinhalbmals füllte. Jahre später erzählte er es, wenn er daheim Gurken verkaufte, einigen guten Kunden, die es zwar zu glauben vorgaben, aber keineswegs verstehen konnten. — Der Freund und ich „organisierten“ alsbald zusammen — hierbei jeweils mit einem Fuß vor dem Tribunal stehend — auf nachbarlichen Anbauflächen die so sehr ersehnten Kartoffeln. Nach einem kleinen Streik, hinsichtlich einer raffiniert eingefädelten mehr als übernormalen Arbeitsüberforderung, wurden wir als Anführer gemeinsam, mit der Pistole im Rücken, abgeführt.

Als dann im November 1948 das Vertrauen der Gefangenen den größten Knacks erhielt, und die gemäß dem Moskauer Vier-Mächte-Abkommen vielzitierte sichere Heimfahrt (bis 31. 12. 1948) platzte, bekam Paul seinen privaten Knacks. Kranke würden weiterhin die Heimreise antreten, hieß es — und hierin vermeinte Paul die noch verbliebene Chance zu sehen. Durch Hunger versuchte er, sich körperlich zu ruinieren. Konsequenz, wie alles, was er unternahm, hielt er an dem einmal gefaßten Vorsatz fest.

Nicht nur seine nächsten Gefährten, wie Matthes, Rudi, Heinz und ich, erhielten seine Suppen, wobei Paul immer wieder um Abnahme bitten und flehen mußte. Auch Brot gab der Kamerad weg. Wo wir konnten, mieden wir ihn. Sein Gesicht wurde täglich welker und spitzer. Sobald wir uns trafen, versuchte ich, ihm die fixe Idee auszureden. Doch alle diese Anläufe brachten mir nur hektische Antworten ein. Anfangs hatten wir seine Worte nicht ernst genommen und bereits vergessen, als er eines Mittags in der Fabrik, nachdem

ich dem Essenwagen meinen Rücken zukehrte, plötzlich neben mir auftauchte und mich bat, mal eben mitzukommen. In der Annahme, er wolle mir etwas zeigen, was irgendwie seine Aufmerksamkeit fand, folgte ich dem Landsmann, der sich einer abgelegenen Stelle zuwandte und zwischen zwei halbfertigen Mähdreschern stehenblieb.

„Halt dein Kochgeschirr her — ich geb’ dir mein Essen!“ „Paul — bist du verrückt?!“ entgegnete ich. „Los, mach — ehe jemand ’was merkt!“ „Nein, iß dein Zeugs selbst — ich nehme es auf keinen Fall!“ „Und ich esse es auf keinen Fall. Wenn du es nicht nimmst, kriegt es ein anderer. Darum geb’ ich ’s lieber dir. — Los, halt schon den Pott her. Länger kann ich nicht warten. Ehe ich jetzt nach einem anderen suche, schütte ich es hier in den Kanal!“ Dabei deutete Paul auf den ausbetonierten Graben, dessen gußeiserne Abdeckplatten teils zerbrochen waren und einen Blick auf die durchlaufenden Kabel und Rohrleitungen freigaben.

„Das soll mir egal sein. Ich nehme dein Essen nicht!“ wiederholte ich in der Hoffnung, den Gefährten doch noch umzustimmen. Doch mit heftiger Bewegung goß dieser die Suppe, die zusätzlich den Brei enthielt, in den Staub des Kanals.

Als ich die dicken Graupen zwischen den Stromkabeln haften sah, krampfte sich mein Herz zusammen. Obwohl ich sein Tun mehr als mißbilligte, zwang mir der eiserne Wille des Kameraden Bewunderung ab. Der Hunger schaute Paul aus allen Knopflöchern, und seit Jahren kam die Vergeudung eines Brotkrümels sowie jede in den Schmutz gefallene Graupe einer Freveltat gleich, und trotzdem diese Haltung — noch dazu vor den Augen eines Freundes!

„Da siehst ’es, du blöder Hund! — Die hättest du fressen können, wenn du nicht zu dumm dazu gewesen wärest!“ — Paul war mehr als aufgebracht. Seine wütende Stimme hatte einen tiefen Tonfall. Sie kam aus dem Innersten seiner wunden Seele. Der Kamerad wandte sein Gesicht ärgerlich zur Seite, aber trotzdem entdeckte ich die Tränen, die in seinen Augen glitzerten.

Ich fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust und wäre am liebsten mit erhobenen Armen auf den nächsten Mähdrescher losgestürzt, um mit den Fäusten die blecherne Wand zu behämmern und mir gleichzeitig das Weh und den Jammer unseres Daseins von der Seele zu schreien!

Paul, der bisher der Arbeitsgruppe II angehörte, hoffte bei der nächsten Arbeitsgruppen-Untersuchung auf Gruppe III, eventuell sogar auf O.K.*. Statt dessen stufte die Ärztin ihn jetzt sogar in die Kategorie I ein. —

Und dann folgte das für die Plennis so traurige Weihnachtsfest 1948, das für mich nur einen Lichtblick hatte: Ich bekam zu Heiligabend nach langer Zeit wieder eine Löhnung (die erste Nachwährungslohnung mit vollen 150 Rubeln), und ich konnte mir erstmals nach fast vier Jahren ein ganzes Brot kaufen — ein langersehnter Plennitraum. Lag es da

*) OSDOROWITELNAJA KOMANDA (Genesenden-Kompanie): Leute, die infolge größerer Unterernährung nicht mehr zur Arbeit hinausgeschickt wurden.

nicht nahe, daß ich gleichzeitig einen zweiten Brotlaib erstand, um dem ausgehungerten Freund, der einer Brigade angehörte, die kein Geld verdiente, eine echte Weihnachtsfreude zu machen?

Wieder in der Heimat, übernahm Paul das Geschäft seines Vaters, das er ausbaute und bis zum heutigen Tag führt. Und seit 30 Jahren trifft alljährlich bei mir ein mit Liebe gepacktes Weihnachtspaket ein, enthaltend: Wurst und Schinken, Schokolade und Nüsse, Haarwasser und Hautcreme, Brezeln, Marzipan und einiges mehr — und obenauf, als Erinnerung und Symbol an Anno 1948: ein Brot aus Lebkuchen!

(Aus „Stacheldraht und Hoffnung am Dnjepr“, Großformat, 456 Seiten, 35 Fotos, Selbstversand: Ed. Richter, Goethestr. 14, 4780 Lippstadt)

Wagrainer Impressionen

Anne Bahrs

Nur einmal war ich im schönen Wagrain, fand diesen vielbedichteten Ort gerade so lieblich inmitten saftiger Wiesen zu Füßen der noch schneebekrönten Berge, wie Karl Heinrich Waggenerl ihn uns in seinem „Wagrainer Tagebuch“ beschrieben hat. Die Blumenkästen an den Häusern leuchteten und signalisierten die Gastfreundschaft und Lebensfreude, das Willkommen den vielen Gästen, die sommers und auch in der kalten Jahreszeit hier ein gemütliches Domizil finden, wenn Schneeflocken die Landschaft verzaubern und wohl in jedem Haus inniglich musiziert wird.

Als ich aus meinem Wagen stieg, dröhnten allerdings erste Böllerschüsse in meinen Ohren. Der Schuldirektor Hutter, der zusammen mit Frau und Kindern so viele Instrumente meisterhaft zu spielen versteht und auch viele schöne Volkslieder den Gästen Wagrains vorstellt, empfing einige Freunde und mich. Er wollte uns durch den Ort führen. Wir taten uns auf dem Kirchboden und gingen hinüber zur Kapelle, die wir allerdings nicht betreten konnten, weil dort gerade ein Hochzeitspaar eingesegnet wurde.

Der Pädagoge stand mit uns am Grabe des Priesters Joseph Mohr, dem Dichter des berühmten Weihnachtsliedes „Stille Nacht, heilige Nacht“. Hier in Wagrain hat der noch junge Inhaber dieser Pfarrstelle die Not der Kinder erlebt, die schon sehr früh in die Fron genommen werden mußten, und auch das Elend der alten Leute, wenn sie nicht mehr arbeiten konnten. Pfarrer Mohr hat in Wagrain eine Schule gegründet und das erste Altersheim. Die große moderne Schule trägt seinen Namen. Das vorbildliche neue Altenheim erinnert auch an den weitschauenden Geistlichen mit großem sozialen Engagement. Sein Lied zieht um die Welt, in Wagrain wirkt das Vorbild Joseph Mohrs.

Es mußte eine reiche Braut gefeiert werden, denn ihr zu Ehren hallten sieben Böller über den Kirchboden. Die jungen Schützen mit den ledernen Schürzen hockten an der Kirchwand und hantierten eifrig mit den schweren Waffen. Den Pulvergeruch trug der Südwind zu uns herüber. Unsere Augen wanderten dem Brautpaar entgegen, das nun das

Kirchlein verließ, begleitet von Kindern mit Blumenkörbchen und vielen jungen Leuten in festlicher Tracht, Eltern und Anverwandten. Immer mehr Menschen quollen aus der Kirchthür, daß man meinen mußte, ganz Wagrain feiere Hochzeit.

Ja, das waren sie, die lieben Leute, an deren Leben uns Karl Heinrich Waggerl durch seinen Roman „Jahr des Herrn“ Anteil nehmen läßt. Trägt auch die Braut seiner Darstellung bereits einen goldenen Kranz im Haar, so sind doch in Wagrain viele schöne Mädchen nachgewachsen. Jeder Frühling beweist es wieder, wenn Himmelsschlüsselchen, Vergißmeinnicht, Marienblümchen und Sumpfdotterblumen leuchten, wie Waggerl sie mit feingespitztem Griffel anmutig darstellte und uns die Menschen inmitten dieser Pracht erleben läßt, weil er durch seine Dichtkunst ihnen Seele und Gemüt einhauchte, die auch uns heute noch erfaßt, wenn wir seine Bücher lesen.

Das Bekenntnis zur „fröhlichen Armut“ springt über, beglückt.

Wir wanderten mit dem Schuldirektor Hutter an der Kirche vorbei durch die Gräberreihen des sie umgebenden Friedhofes hin zur äußersten Ecke. Wir lasen den Namenszug des von uns allen so verehrten Dichters K. H. Waggerl auf der Grabplatte. Der Schulmann zitierte Lebensweisheiten des berühmten Bürgers von Wagrain aus seinem Aphorismen-Buch und erzählte nicht ohne Stolz, wie gern man dem Ehrenbürger seinen letzten Wunsch erfüllte. Man bettete den Leichnam nach seinem Willen an den Rand des Gottesackers neben das Ehrenmal für die im letzten grausamen Krieg gefallenen Söhne Wagrains und deckte das Grab mit einer blankgeschliffenen Platte aus edlem Gestein der geliebten Heimat, daß sich darin die Wolken spiegeln können, die über unsere Erde segeln.

Mögen sie Sinnenfreude und warmen Humor, Gläubigkeit und Ehrfurcht weitertragen, wie Joseph Mohr und Karl Heinrich Waggerl sie von Wagrain her ausstrahlen!

Gottes Herz — Geschenk an die Welt

Gedanken in einer Predigt

Das Herzgeschenk: Die Rose

Heinrich Bückler

Was Weihnachten ist, fand ich sehr ansprechend in folgender Kurzgeschichte. Während seines Pariser Aufenthaltes ging der Dichter Rainer Maria Rilke täglich um die Mittagszeit in Begleitung einer jungen Französin an einer alten Bettlerin vorbei.

Stumm und unbeweglich saß die Frau da und nahm die Gaben der Vorübergehenden ohne jedes Anzeichen von Dankbarkeit entgegen.

Ihrem Schicksal ergeben, hockte sie an der Mauer — ein lebendiges Bild des Bettelns. Der Dichter gab ihr zur Verwunderung seiner Begleiterin, die selbst immer eine Münze bereit hatte, nichts.

Vorsichtig darüber befragt, sagte er: „Man müßte ihrem Herzen schenken, nicht ihrer Hand.“

An einem der nächsten Tage erschien Rilke mit einer wundervollen halberblühten Rose.

Ah, dachte das Mädchen, eine Blume für mich, wie schön! Aber er legte die Rose in die Hand der Bettlerin.

Da geschah etwas Merkwürdiges: Die Frau stand auf, griff nach seiner Hand, küßte sie und ging mit der Rose davon. Eine Woche lang blieb sie verschwunden. Dann saß sie wieder auf ihrem Platz, stumm, starr wie zuvor.

„Wovon mag sie die ganzen Tage über gelebt haben?“

Rilke antwortete: „Von der Rose!“

(Vgl. Willi Hoffsummer, 255 Kurzgeschichten, Grünwald-Verlag)

Rosen der Liebe

Haben Sie das nicht auch schon häufig erfahren: Nicht Geld, nicht eine Münze, ein Bankkonto läßt sie leben, aufleben, sondern etwas ganz anderes — menschliche Zuwendung, ein freundliches Wort zum Beispiel, eine Ermutigung, ein Zeichen, das sagt: „Es ist gut, daß es dich gibt.“ Auch Sie und ich, wir alle hier, leben von der „Rose“.

Ich war auf der Intensivstation eines Krankenhauses. Ein junger Mann lag sehr schwer krank. Er war ganz unruhig. Da kam seine junge Frau, hielt ihm die Hand, streichelte seinen Arm. Ich konnte miterleben, wie den Kranken das beruhigte. Von dieser Zuwendung, dieser „Rose“, lebte er, nicht nur von der Medizin, von den Apparaten. Jeder von uns sollte einmal darüber nachdenken, wie oft und in welcher Form ein anderer uns eine Rose in die Hand gelegt hat und nicht einfach nur eine Münze. Vielleicht erinnern wir uns da an die Liebe unserer Eltern. Sie erinnern sich vielleicht gerade heute an die vielen symbolischen „Rosen“, die von Ihrem Partner oder von Ihren Kindern oder auch von anderen Menschen kamen. Sind wir nicht alle reichlich Beschenkte? Und auch wenn wir anderen eine Rose statt einer Münze in die Hand legen durften, waren wir dann nicht auch selbst beschenkt?

Gottes Rose an uns

Wer gläubig ist, weiß, daß nicht nur Menschen eine Rose in unsere Hand gelegt haben. Gott selbst hat uns eine Rose in die Hand gelegt. Nicht irgend etwas nur hat er uns gegeben, sondern seine ganze Liebe: Jesus von Nazaret, seinen menschgewordenen Sohn.

In ihm schenkt Gott uns seine Nähe, seine Zuwendung, sein Ja. In ihm begegnet Gott uns von Mensch zu Mensch. Jesus, der in Betlehem geboren wurde, ist die Rose Gottes, von der wir leben können.

Wer in seinem Leben Liebe erfahren hat (und irgendwie hat das jeder), der weiß, wie sehr man davon leben kann. Wem einmal etwas von der Liebe Gottes zu ihm bewußt gewor-

den ist, der weiß, wie gerade diese Liebe einen Lebensunterhalt gewährt, der mit keinem anderen Lebensunterhalt zu vergleichen ist. Seine Liebe ist die selbstlose, die sich für uns opfert. Seine Liebe ist gekennzeichnet durch Krippe und Kreuz; seine Liebe ist totale Hingabe an uns. Von ihr können wir leben; sie schenkt Leben in Fülle. Die Bettlerin von Paris konnte von Rilkes Rose eine Woche leben; wir können von Gottes Rose immer und ewig leben. Darum singen wir begeistert: „Es ist ein Ros entsprungen von einer Wurzel zart. Wie uns die Alten sungen, von Jesse kam die Art.“

Natürlich kann einer sagen: Ob das nicht alles Einbildung ist, ein schönes Märchen? Auch die Bettlerin von Paris hätte die Rose zur Seite werfen können. An Liebe und Zuwendung muß man schon glauben; man muß eine Antenne dafür haben, muß offen und empfänglich dafür sein. Wer einfach nur denkt: Liebe, die gibt es nicht, wird weder menschliche noch göttliche Liebe erfahren. Darum lade ich Sie dazu ein, heute Ihre Hand aufzuhalten und Ihr Herz weit zu öffnen. Gott selbst will Ihnen eine Rose in die Hand legen, will Ihrem Herzen schenken, will Ihnen Liebe geben und Sie neu zur Liebe befähigen. Liebe Christen! Ist nicht heute ein guter Tag, Rosen anzunehmen und Rosen zu verschenken? Ist dieser Tag, diese Nacht nicht Zeit der Liebe? Sie ist geweiht, eine geweihte Nacht! Darum: frohe Weihnacht!

Christnacht im Sudetengebirge

Hans Stilbach

In der Lüneburger Heide, in dem wunderschönen Land, das Hermann Löns so oft besungen hatte, fand ich nach dem Kriege eine zweite Heimat. Hier ist freilich nicht die erhabene Schönheit deutscher Gebirgslandschaft. Die Reize der Heide sind besonderer Art, die sich nicht auf flüchtiger Durchreise offenbaren. Die herbe schlichte Schönheit dieses Landes kann man nur erwandern und still beschaulich kennenlernen. Dann fühlt man sich auch hier heimisch — vom ersten jungen Grün im Maien bis zum Altgold der Laubwälder im Herbst.

Aber in der oft so schneelosen Winterzeit, kommt doch die heimliche Sehnsucht auf nach einem rechten weißen Gebirgswinter, und die Gedanken wandern viele Jahre zurück in eine sorglos unbeschwerte Zeit. Man denkt an schöne Tage des Wintersports, an ferne Weihnachtszeit mit Menschen, die nicht mehr unter uns sind. Aber nichts leuchtet mir so hell in der Erinnerung wie die einsame Fahrt in einer Christnacht im Sudetengebirge. 1928/29, vor über 56 Jahren, war der kälteste Winter seit Jahrzehnten, als die weiße Schneedecke im Altvatergebirge vom Spätherbst bis zum Frühjahr nicht zerschmolz. Fern der Heimt wollte ich diese Nacht nicht im Kreise zufällig zusammengewürfelter Menschen verbringen. Ich legte die Ski an und fuhr in die klare sternenleuchtende Winternacht hinaus. Die Fahrt ging leicht ansteigend über Felder den vorgelagerten Höhenzügen des Altvatergebirges entgegen. Der alte Zauber umfing mich wieder, wie ich den reinen, unberührten Schnee durchfuhr. Die Augen gewöhnten sich an den matten Schimmer über

der unendlichen Schneedecke. Ich fuhr der Grenze des Gebirgswaldes entgegen. Aus Sommertagen wußte ich dort den Anstieg zu einer einsamen Wallfahrtskapelle, die, auf halber Gebirgshöhe gelegen, einen herrlichen Blick weit ins Sudetenland bot. Im Zweifel darüber, ob ich in dieser Winternacht den Weg zum Anstieg wiederfinden würde, fuhr ich der Waldzone entgegen. Doch da kam der Mond hinter den Höhenzügen herauf und überflutete das stille Land mit silberweißem Licht. Bald schimmerten die schneeüberhängenen Fichten näher und ich fand den Weg durch den mondscheinglitzernden Märchenwald. Nach einer guten Weile des Anstiegs erreichte ich die geweihte Stätte. Warm und leicht ermüdet schob ich den Schnee von einer Bank, um zu ruhen. Die altersgraue Kapelle war weißglitzernd überzuckert. Die Bäume in der Runde glichen büßenden Kapuzinermönchen. Das große Kruzifix schien gen Himmel zu wachsen.

Bald tönte von weither feines silberhelles Klingen. Ich lauschte eine Weile. Von anderer Seite tönte es stärker. Dann sah ich in der Ferne gelbes Blinken und Blitzen. Voller zogen die Glockentöne herauf. Drunten in den Dörfern des Sudetenlandes wurde das Christfest eingeläutet.

Nie fühlte ich den Zauber der Heiligen Nacht und die Wirklichkeit unseres Herrgottes so lebendig wie in dieser Bergeinsamkeit. Schwer wurde mir der Abschied von der Höhe. Ich fuhr hernieder durch den Winterwald, und dann ging es in leichten Schwüngen über die mondhellen Flächen zurück zu den Menschen ins Tal.

Urkraft der Liebe

Das ist der alte Menschheitstraum,
als Auftrag stetig aufgegeben:
Daß wir die Ehrfurcht vor dem Leben
als Maß begreifen über Zeit und Raum.

Das ist der Weihnacht tiefster Sinn:
Daß Liebe wieder mächtig werde
und ihr Urkraft unsrer Erde
die Hoffnung leih' zum Neubeginn.

Hans Bahrs

Ave Maria

Albert Funck

Ein Versuch, Zugang zu einem Gebet zu finden

Der Engel Gabriel begrüßt Maria. Wir finden diesen Text im Lukasevangelium im ersten Kapitel, Vers 30 und folgende:

„Sei gegrüßt, Begnadete, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Frauen.“

Maria versteht nicht, was dieser Gruß bedeuten soll. Sie wurde „bestürzt“ — sie ist unsicher und fürchtet sich.

Der Engel nimmt ihr die Angst und verkündet Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt des Herrn.

Wir beten:

„Gegrüßt seist du, Maria. Du bist voller Gnaden. Der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Frauen und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes.“

Diese Aussagen sprechen mich kaum an; sie sind mir fremd. Fremd, weil sie inhaltlich so viel aussagen und sich nicht einfach und nicht sofort erschließen lassen. — Fremd aber

auch, weil wir hier sprachliche Formen und Aussagen benutzen, die uns unbekannt sind: Gegrüßet seist du — voll der Gnaden — gebenedeit — Frucht deines Leibes.

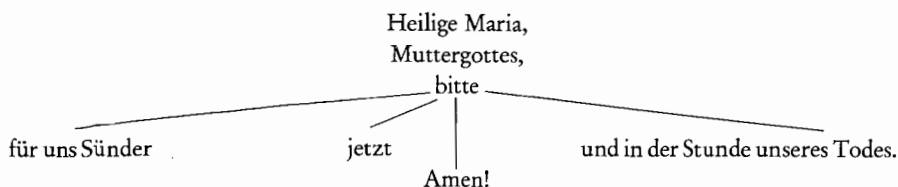
Versuchen wir, hier unsere Sprache einzusetzen, dann wird uns ein Zugang vielleicht eher möglich:

„Guten Tag, Maria!

Du bist eine besondere und gesegnete Frau, weil du ein gesegnetes Kind zur Welt bringen wirst. Dieses Kind soll Jesus heißen.“

Was heißt „Jesus“? Bedeutet dieser Name etwas? Sagt er etwas aus? Warum wurde er gewählt?

Übertragen wir den Namen in unsere Sprache, dann heißt er: Gott hilft. Wollen wir den „Nachnamen“ Christus gleich miterklären, fassen wir dann beide Namen zusammen, dann erhalten wir: „Gott hilft durch den Gesalbten, seinen Sohn“.



Wir wissen nicht, wer wann diesen Teil des Gebets verfaßt hat. Im Mittelpunkt steht das Wort „bitten“ — wir möchten etwas erhalten, wissen aber nicht, ob wir es bekommen. Darauf hoffen dürfen und können wir jedoch.

Drei Richtungen beziehen sich auf dieses Verb:

- bitte für uns Sünder = tröstlich, daß wir nicht allein für uns bitten
tröstlich, daß wir in der Sünde nicht allein sind
- jetzt = da können wir alles hineinpacken, was uns im Moment, in der Gegenwart bedrückt
- in der Todesstunde = Hier geht es nicht um meinen Tod allein, sondern das Gebet sagt uns ganz deutlich, daß wir alle sterben.

Gewiß ist es gut, daß wir an diese Tatsache erinnert werden. Betrachten wir unsere Umwelt, dann ist Jugend „in“. Altwerden, das Sterben und der Tod, all das wird verdrängt. Die Werbung gaukelt uns ein buntes, farbenfrohes Leben vor. Alter taucht dort lediglich und fröhlich grinsend in einer „Klementine“ auf. Ansonsten, glauben wir den Werbesprüchen und Werbespots, sind Gedanken an das Älterwerden, an das Alter und an den Tod unzeitgemäß.

Hier kann uns dieses Gebet vor einer Verdrängungslüge bewahren.

Und noch ein Gedanke: Auch den Namen „Maria“ können wir übersetzen. Er kann bedeuten: „die Starke“.

Kirche

Assisi-Friedensgebet

In der Redaktion gingen zum Friedensgebet am 27. 10. 86 etliche Anfragen ein.

Die Anfrage einer Leserin, die ungenannt bleiben möchte, lautete sinngemäß:

„Kann dieses Friedensgebet überhaupt etwas bewegen? Schadet eine solche Veranstaltung nicht dem Ansehen unserer Kirche, die doch sagt, daß sie das Wort Gottes, in Jesus Mensch geworden, als unüberbietbare Wahrheitsaussage des Schöpfers aller Dinge, lehrt?“

Liebe Leserinnen, liebe Leser.

Beide Fragen sind von großer Bedeutung und hängen, auch wenn man es auf den ersten Blick nicht vermutet, eng zusammen.

Es wird eine Frage Stalins überliefert. Danach habe dieser Diktator der UdSSR auf der Konferenz in Jalta, Februar 1945, lakonisch — vielleicht sogar zynisch — gemeint: „Wieviel Divisionen hat denn der Papst?“ Damit wollte er sagen, daß man die „politische Größe Papst“ vergessen könne. Damals irrte bereits Stalin, denn es zeigte sich, daß Pius XII., sehr wohl Impulse zu geben in der Lage war.

Inzwischen hat sich der Lauf der Geschichte verändert. Eine Reihe von — so darf man schon heute sagen — großen Päpsten hat in der Welt aufhorchen lassen. Und in der speziellen Sache Frieden spricht die Kirche und ihr Oberhaupt, der heilige Vater, mit Autorität.

Es wird hier zu umfangreich, die Mahnungen nachzuzeichnen, die die Kirche denen gegeben hat, die heute für die Sicherheit Sorge tragen. So kann heute kein Verantwortlicher mehr an den kirchlichen Aussagen des Konzils, Papst Pauls VI., und Papst Johannes Pauls II. vorbeigehen. Somit ist also alles, was der Papst und die Kirche zum Thema Frieden sagt, wohlbegründet und mit Autorität versehen. Das wird in der Welt anerkannt.

Zugleich aber hat der Papst auf eine Dimension des Friedens besonders hingewiesen, nämlich, daß Frieden nicht allein aus eigener Kraft geschaffen werden kann. Den umfassenden Frieden kann nur Gott schenken.

Und aus diesem Bewußtsein hat der Heilige Vater nach Assisi eingeladen. Denn wenn Gott derjenige ist, der den Frieden gibt, dann gibt es nur die Möglichkeit, um diese Gabe des Friedens zu beten. Und es ist eigentlich eine große Sache, daß diesem Gebetsaufruf des Papstes weltweit 150 Vertreter von Religionsgemeinschaften und Kirchen gefolgt sind. Stellvertretend für 3,5 Milliarden Menschen — die Weltbevölkerung zählt z. Z. 4,7 Milliarden — haben diese „Gesandten“ mit dem Papst um das Gut des Friedens gebetet. Eine solche Gebetsbewegung gab es in dieser Größe noch nie.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß eine solche Initiative, ähnlich wie im Mittelalter der Weg vom „Gottesfrieden“ zum „Landesfrieden“ führte, auch heute Friedensimpulse vermittelt, die mit der Gnade Gottes zu mehr Frieden führen.

Damit ist zugleich die Erwartung ausgedrückt, daß sich eine solche Gebetsmacht auch in konkretes Tun umsetzen wird. Die Regierungen und die Guerillaverbände, die an diesem Tage dem Wunsch des Papstes gefolgt sind und Waffenruhe hielten, sind ein erster Schritt und ein Zeichen der Hoffnung.

Im Kriege gab es ein sehr beliebtes Werk von Reinhold Schneider, dem katholischen Schriftsteller. Eines der darin enthaltenen Gedichte begann „Allein den Betern kann es noch gelingen...“ Dieses Gedicht hat damals vielen Menschen Mut gemacht und Hoffnung gegeben. Sollte da der Gedanke absurd sein, zu beten, bevor es zu spät ist? Ganz und gar nicht, je mehr sich die Menschen zum Gebet um den Frieden zusammenfinden, um so eher erkennen die Verantwortlichen, daß „die Zeit drängt“.

Und ein weiteres Zeichen der Hoffnung ist, daß in vielen Gemeinden, evangelischen, alt-katholischen, orthodoxen, jüdischen und katholischen am gleichen Tage, teils einzeln, teils aber auch gemeinsam, gebetet wurde. So viele Gebete — und das ist eine Erfahrung der Geschichte — haben noch immer etwas bewirkt.

Nun zur zweiten Frage.

Zweifellos kann man bei einer solchen Initiative auch Bedenken haben. So ist z.B. die Frage möglich, ob die Kirche nicht politisches Handeln mit kirchlichem Auftrag vermischt. Wird hier vielleicht Kirche und Religion vermennt? Und wie will der Papst künftig seinen Anspruch für die kath. Kirche aufrechterhalten, daß sie der Wahrheit Christi am nächsten steht?

Sicherlich gibt es noch mehr Fragen, die Katholiken Sorge machen.

Aber man muß diese Fragen aus der Praxis angehen. Wie war das Bild in Assisi? Zunächst hat der Papst als Oberhaupt der katholischen Kirche in urchristlicher Absicht, Frieden zu stiften, eingeladen.

Er hat damit — wie Alois Rummel im Rheinischen Merkur am 31. 10. 86 schrieb — „Heiden und Ketzer von einst zu Mitstreitern für den Weltfrieden gewonnen“. Wenn man die Handlung am Bildschirm verfolgte, dann hat Johannes Paul II. seine Person zwar in die Schar der anderen Religionsvertreter zurückgestellt, getreu dem Bibelwort: „...Wer der Erste sein will, soll der Letzte von allen und der Diener aller sein“ (Mk 9,36).

Dennoch hat er unmißverständlich gesagt, aus welchen Quellen er seinen Glauben schöpft. So sagte der Papst in seiner Schlußrede: „...möchte ich nun meinem Empfindungen Ausdruck geben als Bruder und Freund, aber auch als einer, der an *Jesus Christus* und an die *katholische Kirche glaubt* und der erste *Zeuge des Glaubens* an ihn ist.“

Und wenig später sagte er:

„...bekenne ich hier erneut meine Überzeugung, die von allen Christen geteilt wird, daß in Jesus Christus, als dem *Erlöser aller, wahrer Friede gefunden wird*“.

„Er hat Liebe zu allen, sogar zu den Feinden, gepredigt, *seliggepriesen* diejenigen, die *Frie-*

den stiften (vgl. Mt 5), und hat durch *seinen Tod* und *seine Auferstehung* Himmel und Erde miteinander *versöhnt*“ (vgl. Kor 1,20).

Und er schließt diesen Absatz mit dem Ausdruck, den Apostel Paulus im Epheserbrief (2,14) prägte: „Er (Christus) ist unser Friede.“ Diese Glaubensüberzeugung vor diesem hohen Gremium vertreten zu haben ist eine große Sache.

Im Handeln und in diesen Passagen seiner Ansprache ist eigentlich deutlich geworden, daß der Heilige Vater weder dem Ansehen der Kirche geschadet hat — im Gegenteil — noch das Wort Jesu Christi verleugnet oder verfälscht wurde!

Er hat auch mit seinem Zitat des Apostel Paulus deutlich gemacht, daß das Wort, daß die Person Jesu die unüberbietbare Wahrheitsaussage ist: „Er ist unser Friede.“

Es wäre gut, wenn mehr als bisher der Wortlaut dieser Ansprache gelesen würde, denn darin sind so viele Anregungen enthalten, wie und wo man mehr Frieden machen kann. „Der Frieden wartet auf seine Erbauer“ ist u. a. die Ermutigung an die Teilnehmer und alle Menschen guten Willens. Die Beispiele des heiligen Franziskus und der heiligen Clara sind für den Papst Anregung, das Gewissen zu prüfen und die Stimme Christi deutlicher zu hören.

Wenn man dann noch die Schilderungen im einzelnen liest, da haben sich christliche Kirchen den kirchlichen Gemeinschaften und Weltreligionen um des Friedens willen weit geöffnet. Da wehten neben dem Kreuz buddhistische Gebetsfahnen, da stand neben dem Tabernakel auf dem Altar eine Buddha-Statue. Sie und viele andere Gesten wurden Ausdruck des gemeinsamen geistlichen Bandes.

„Sein Ziel“ — so schreibt Jürgen Hoeren im RM v. 31.10.1986 — „war es, in Assisi der Welt bewußt zu machen, daß es neben politischen Verhandlungen, politischen Kompromissen auch die verändernde Kraft des Gebetes gibt — eine mächtige, friedvolle Kraft, an die man glauben muß.“

Der Friede der Weltreligionen untereinander ist da wohl ein erster wichtiger Schritt.

So stehen wir nach diesem großen Ereignis tief bewegt vor einem geschichtlich einmaligen Appell an die Gutwilligen in aller Welt und einem demütigen Gebet an den Lenker aller Schöpfung, damit der Friede mehr, Angst und Not aber weniger werden mögen.

MH.—H.F.

Gedankensplitter

Rück Erinnerung an den 89. Deutschen Katholikentag in Aachen

Wilhelm Lehmkämer

1. Betroffenheit

Der Primas von Irland, leib- und wortstark, gewinnt bei der Eröffnungsveranstaltung auf Anhieb die Herzen der Zuhörer, schlägt alle in seinen Bann. Offensichtlich kann Kardinal O'Fiaich noch dem „Volk aufs Maul“ schauen und auf das hören, was es zu sagen hat. Von daher weiß der Primas auch ziemlich sicher, was die religiöse Krise Europas ausmacht. Er spricht das so aus: „Frau O'Brien verhält sich wie viele irische Mütter mittleren Alters. Jedesmal, wenn sie in ein Auto steigt, macht sie ein Kreuzzeichen, weigert sich aber, sich anzuschallen. Ihre Tochter Mary macht genau das Gegenteil. Diese Beobachtung stellt die Generationskluft dar: Weniger Vertrauen in einen deutlich definierten, allmächtigen Gott und mehr Vertrauen in Henry Ford.“

Was hier betroffen macht, ist wohl dieses:

- Jugend huldigt und vertraut dem Materiellen mehr als Gott; sie emanzipiert sich.
- Emanzipation geistert in Kopf und Herz; nicht christlicher Glaube, sondern diffuse Theorien beherrschen das Feld.

Von daher meint der Kardinal, Religion müsse sich im Innern des Herzens festsetzen durch eine ganz persönliche Beziehung zu Christus, nicht in Theorien im Kopf.

2. Aufeinander hören

In seiner Rede bei der Eröffnungsveranstaltung hat Kardinal O'Fiaich auch davon gesprochen, daß man die grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen, unter denen die Jugend heranwächst, berücksichtigen müsse. Das verlange viel Aufmerksamkeit und vor allem von den Älteren die Kunst des Zuhörens.

Das hat es in Aachen gegeben. Bei allen Veranstaltungen sind Erwachsene und Jugendliche gleichermaßen vertreten; hören bei den Foren gemeinsam zu, beten bei den Gottesdiensten miteinander, beteiligen sich zusammen an Gesprächsrunden, gehen aufeinander zu, entdecken sich neu.

Vor einer total überfüllten Kirche legen Jugendliche ein Lichtkreuz aus, singen und beten, um nicht untätig herumzustehen. Als eine ältere Frau die Kirche aufsucht und keinen Einlaß findet, findet sie Einlaß im Kreise der Jugendlichen. Jugendgruppen gestalten einen Bußgottesdienst; Männer und Frauen vorgerückteren Alters beteiligen sich daran, sind bewegt von dem Tun der Jugend, nehmen es an, sind dankbar für die Beteiligung an Bußgang und ungewohnten Gebetsformen.

Gemeinsam stehen Alter und Jugend vor den Aachener Heiligtümern, lassen sich im Dom und auf dem Katschhof vom Wehen dessen, was die Reliquien zum Ausdruck bringen, ergreifen; fühlen, daß Antworten verlangt werden.

3. *Suche nach Information*

Selten haben Katholikentagsteilnehmer so intensiv nach sachkundiger Information verlangt wie in Aachen. 500 bis 5000 Teilnehmer gibt es in der Regel bei den Foren und Gesprächsrunden; sind es mal nur zehn bis zwanzig, wird das mehr begrüßt als bedauert, denn dann kann man mehr fragen und bekommt mehr Antworten.

Die aktuellen Themen Energiepolitik, Genforschung, Zukunftsaussichten u. a. stehen im Mittelpunkt, bewegen die Gemüter der Menschen. Nicht immer reden die Professoren für jeden verständlich, was dann zu Enttäuschung und Mißmut führt. Kann das eine Lehre sein?

4. *Ja zum Leben*

Wenn etwas in Aachen feldbeherrschend war, dann ist es dieses Thema. Bei der Großveranstaltung auf dem Marktplatz und den gleichgeschalteten Plätzen bekunden mehr als 20000 Menschen, jung und alt, daß sie den Schutz des ungeborenen Kindes und des schwachen Lebens wollen und eine Änderung der geltenden Gesetzgebung für geboten achten.

Das „Ja zum Leben“ bleibt jedoch nicht allein Sache des Zentralkomitees deutscher Katholiken, sondern durchzieht auch die Reden all jener Politiker, die bei der Hauptveranstaltung des Aachener Katholikentages zu Wort kommen.

5. *Sozialer Katholizismus*

Wie gering scheint doch das Wissen über den „sozialen Katholizismus“ und über die „katholische Soziallehre“ überhaupt zu sein? Wenn der 89. Deutsche Katholikentag diesem Komplex einen eigenen Themensektor widmete, wird offenbar, daß in diesem Bereich erhebliche Wissens- und Informationsdefizite bestehen.

Einen Nachholbedarf haben vornehmlich die Menschen der Arbeitswelt: die Arbeiter, die Angestellten. Waren sie auf dem Katholikentag vertreten? Eigentlich nein, denn nur 12 Prozent der Katholikentagsteilnehmer interessierten sich an den ersten Tagen für diese Thematik, es sind mit Masse Jugendliche: zumeist Schüler und Studenten. In der Woche arbeiten die Berufstätigen, ihnen ist die Teilnahme am Themensektor „Sozialer Katholizismus“ erst am Samstag möglich. An diesem Tag lautet die zentrale Frage bei der Veranstaltung „Verantwortung für den Menschen“: Wo ist die Kirche, wenn es um Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit geht, und wie setzt sie sich für die Interessen der Arbeitnehmer ein?

Ist etwa die Einlassung eines jungen Mannes, der sagt: „Ich bin praktizierender Katholik, aber als Arbeiter habe ich in der katholischen Kirche keine Heimat“, symptomatisch?

Ist die Antwort des CDU-MdB Dr. Paul Hofacker ausreichend und zufriedenstellend, wenn er meint, Hilfen zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit seien zunächst auf den offiziellen Ebenen zu suchen; der Beitrag der Kirche bestehe wohl darin, eine stärkere Solidarität zwischen denen, die Arbeit haben, und denen, die keine haben, herzustellen.

Der Themensektor „Sozialer Katholizismus“ hat wieder einmal mehr bestätigt, daß das Verhältnis „Kirche und Arbeiterschaft“ noch immer auseinanderklafft, daß die Kirche die Arbeitswelt nicht genügend kennt und deshalb vermehrt auf sie zugehen muß, damit die arbeitenden Menschen in der Kirche endlich eine Heimat finden können. Der Alltag beweist, daß das Interesse der katholischen Geistlichkeit daran vorhanden ist und wächst, je länger die Arbeitslosigkeit andauert. So hat zum Beispiel der Erzbischof von Paderborn, Johannes Joachim Degenhardt, das Thema „Kirche und Arbeiterschaft“ zum derzeitigen pastoralen Schwerpunkt der Erzdiözese Paderborn erhoben“ (Der Dom, Nr. 37, 14.9.1986).

6. *Wie lebt Gott in Frankreich?*

Darüber referierte und reflektierte Professor Dr. Jean Thomas O.P. Es ist ein überaus realistisches Bild, das Professor Thomas zeichnet, aber er malt es mit viel Humor:

— „Auch in Frankreich lebt Gott seit Menschengedenken nicht wie Gott in Frankreich...“

— „Die Kirche, so wie sie in Frankreich lebt, lebt eher mäßig, scheint ihrer Sache nicht immer recht sicher zu sein und hat alle Mühe, nicht unter die Räder der Zeit zu kommen...“ Zur Situation der seit mehr als 80 Jahre vom Staat getrennten Kirche:

— „Geseht haben sich die Kirchenverantwortlichen seinerzeit gerade nicht danach, ihre Habe loszuwerden; statt zustehende Einkünfte einzuziehen, um Almosen zu bitten und zu lernen, arm wie Kirchenmäuse zu leben. Inzwischen hat die Kirche, so wie sie in Frankreich ist, sich so vorteilhaft an diese schwierige Art Freiheit gewöhnt, daß es heute in Frankreich nicht so einfach wäre, einen halbwegs geistig lebendigen Katholiken ausfindig zu machen, der die Trennung von Kirche und Staat ernstlich abgeschafft sehen möchte...“

Die Trennung von Kirche und Staat ist nur ein winziges Kreuz, das die Kirche in Frankreich trägt; größer dagegen erscheint das neue, das heute die Kirche drückt:

— „Das Neue ist, daß aus einer Trennung von Kirche und Staat eine Trennung von Kirche und Gesellschaft wird. Die katholischen Selbstverständlichkeiten haben ihre Selbstverständlichkeit eingebüßt. Nicht Katholik zu sein ist nicht mehr anomal, sondern und auffallend eine nachsichtig tolerierte Marginal-Existenz am Rande der normalen Gesellschaft. Es ist nicht gefährlich, beschämend oder lächerlich, ein praktizierender Katholik zu sein, zu glauben, was man in der Kirche glaubt und es entsprechend mit der Moral zu halten, niemand wundert sich, niemand regt sich auf. Aber man ist eher „wie die anderen“, ein durchschnittlich normaler Mensch, der nicht auffällt, wenn man nicht (oder nur ausnahmsweise) in die Kirche geht und sich um ihre Lehren nicht kümmert. Die Kirche (mit ihren Gläubigen wie mit ihrem Klerus) gibt nicht mehr maßgebend den Ton an und ist nicht mehr das zentrale Kriterium. Die katholische Gruppe wird eine Randgruppe wie die anderen, die in der Heimat häuslich niedergelassen, aber nicht ganz zu Hause sind.“

Es würde zu weit führen, das ganze Bild, das Professor Thomas vorstellt, hier groß und breit aufzuhängen. Wie Gott in Frankreich und seine Kirche dort heute leben, mag deshalb in etwa folgendes Resümee beleuchten:

— Viele Menschen in Frankreich wollen nach dem christlichen Glauben leben, aber auf neue Weise. Sie haben „zu viel von christlichen Zivilisationen, christlichen Regimen, christlicher Politik und christliches Getue gesehen oder gehört, um auf christliche Ordnungen übertriebene Erwartungen zu setzen“.

— Die Menschen wissen nicht mehr, daß es „eine spezifisch christliche Art und Weise gibt, alles besser zu machen als alle anderen, um damit den unterentwickelten anderen vorbildlich gegenüberzustehen“.

— Andererseits, so sagt Thomas, haben sich kaum jemals so viele Christen in Frankreich engagiert wie heute, wenn es darum geht, gegen Hunger und Elend, Diskriminierung und Mißhandlung, Rechtsmißbrauch und Freiheitsberaubung und gegen Krieg zu kämpfen.

— Es gibt unzählige „kleine Engagements“, zu denen beispielsweise die Armenhilfe des Abbé Pierre gehört oder das Bemühen, Fremden in Frankreich Lesen und Schreiben beizubringen. Ein solches Engagement ist auch ein telefonischer „Zuhördienst“ für Einsame und Verzweifelte, das ebenso wie das „Brunnenbohren in Indien und Afrika“ von der „schlichten Bereitschaft“ zeugt, „recht und schlecht in der täglichen Praxis den nahen oder fernen Nächsten der Nächste zu sein“.

— „So lebt Gott heute in Frankreich“, sagt Professor Thomas abschließend, „bescheidener als in der guten alten Zeit, weniger majestätisch, pädagogisch und diszipliniert, nicht wie Gott in Frankreich, aber ein ganz interessantes Menschenleben.“

7. Der 90. Deutsche Katholikentag

findet 1990 in Berlin statt. Bis dahin sind es dieses Mal vier Jahre zum Planen und Vorberichten. Es bleibt abzuwarten, was die lange Denkpause Neues erbringt.

Nachlese zum Katholikentag

Streiflichter am Rande

Hiltrud Thye

- Nette Aufnahme im Kloster Simpelveld
- Randalierer während der Kundgebung für das Leben werden durch Klatschen übertönt
- Erfreulich die große Anzahl Jugendlicher; stimmt mich aber wehmütig, da ich an viele unserer Jugendlichen denken muß, die sich immer mehr der Kirche entfremden
- Harmonische Zusammenarbeit zwischen Geistlichkeit, Angestellten des Militärbischöfensamtes und Laien am Stand der Militärseelsorge im Zelt der Bistümer

- Gute Gespräche mit Jugendlichen am Stand der Initiative „Wähle das Leben“. — Bewußt haben wir gerade an diesem Stand als Vertreterinnen und Vertreter der Gemeinschaft Katholischer Soldaten mitgearbeitet, denn auch der Soldat „wählt das Leben“. Um dieses näher zu erläutern, war der „Brief an Soldaten“ zum Thema Leben, der an Wehrpflichtige ausgegeben wird und in seiner Aufmachung und Sprache junge Leute anspricht, ausgelegt. Des weiteren eine Erklärung „Warum beteiligen sich katholische Soldaten an der Betreuung des Standes der Initiative ‚Wähle das Leben‘“ und ein Faltblatt „Soldaten im Dienst für das Leben der anderen“, beides verfaßt von Kapitän z. S. a. D. N. M. Schütz. Letzteres ist im übrigen gut geeignet als Argumentationshilfe
- Sehr beeindruckend der Internationale Soldatengottesdienst, an dem ca. 5000 Soldaten teilnahmen
- Zwischendurch eine halbe Stunde der Besinnung in der Stille einer Kirche
- Teilnahme an der Männerwallfahrt von Moeresnet/Belgien nach Aachen — ein Meditationsgang durch den Wald, angeführt durch einen Pater, der bei jeder Situation neue Gedanken mit auf den Weg gibt. Ein unvergeßliches Erlebnis
- Internationales Treffen der Frauen leider viel zu früh wegen Überfüllung geschlossen
- Kabarett der Frauen der kfd aus Hamburg und Schleswig-Holstein — herzerfrischend, lebensnah, uns Frauen aus der Seele gesprochen!
- Besuch der Dritte-Welt-Ausstellung
- Ein Afrikaner führt eine kleine Gruppe durch die Ausstellung; ich schließe mich an, erfahre viel über die afrikanischen Naturreligionen. Zitat: Die Frauen waren hier gleichberechtigt neben den Männern, im Gegensatz zum Christentum; aber ihr Christen seht uns ja nur als die Menschenfresser! Zitat-Ende. Die Bitterkeit, mit der das gesagt wird, macht mich sehr betroffen, ich kann es nicht vergessen
- Wir suchen ein preisgünstiges Restaurant, einer der beiden Afrikaner aus der Ausstellung, mit dem wir auch noch lange diskutieren, führt uns zu einer Studentenkneipe. Einfach, sauber, preiswert, linke Parolen und Weg-mit-§ 218-Plakaten an den Wänden. Hier sind wir richtig mit unseren Katholikentags- und Militärseelsorgeplaketten an der Kleidung. Wir werden freundlich bedient, das Essen ist gut, wir fühlen uns wohl
- Ökumenisches Friedensgebet durch die Nacht. Von 2.00 h bis 2.30 h beten Soldaten und Zivildienstleistende gemeinsam. Wir sind so zeitig in der Kirche, daß wir auch noch am Gebet der Jugendlichen teilnehmen können. Diese Stunde des Betens ist etwas so Wunderbares, daß ich es nicht beschreiben kann — man muß es erleben. Ein krönender Abschluß des Katholikentages
- Müde, mit auf doppelte Stärke angeschwollenen Füßen und Gelenken, aber gestärkt an Geist und Seele, trete ich die Heimfahrt an.

Eine unter vielen Teilnehmerinnen

Aktuelles — kurz belichtet

Soldaten im Dienst für das Leben der anderen

Hierüber informiert ein grünes Faltblatt, das während des Katholikentages in Aachen am Stand der Initiative „Wähle das Leben“ zur Verteilung kam. Es wurde mit Unterstützung des Bundesministeriums der Verteidigung von Norbert M. Schütz entworfen.

Mit einem kurzen Hinweis auf § 7 Soldatengesetz, der Soldaten dazu verpflichtet, das Leben zu verteidigen, damit es sich in Frieden und Gerechtigkeit voll entfalten kann, erläutert es näher die Bestimmung des Art. 35 Grundgesetz. Dieser ist in seiner Bedeutung und in bezug auf die Verpflichtung von Soldaten zur Hilfe bei Naturkatastrophen und besonders schweren Unglücksfällen und dringender Nothilfe in breiten Schichten der Bevölkerung gänzlich unbekannt. Das Faltblatt legt eine Bilanz vor, mit der eindrucksvoll der Einsatz von Soldaten zur Rettung von Leben, Hab und Gut nachgewiesen wird. U. a. ist dem Faltblatt zu entnehmen:

„Im Inland wurden 1980 bis 1985 vom SAR-Dienst (SAR = Search and Rescue — Suche und Rettung) 3288 Luftnot-/Seenoteinsätze und 40916 dringende Nothilfeinsätze (z. B. Krankentransporte, Bergnot- und Sucheinsätze, Blutkonserventransporte usw.) geflogen. Dabei wurden 27 166 Personen geborgen. Hinzu kommen größere Einsätze der Streitkräfte bei schweren Katastrophenfällen. Dazu zählen u. a. die Hilfeleistung im Erdbebengebiet Agadier (Marokko) im März 1959; der Einsatz während der Flutkatastrophe in Hamburg, Schleswig-Holstein und Niedersachsen mit ca. 40 000 Soldaten im Februar 1962, wobei 1 117 Menschen das Leben gerettet wurde, 9 Soldaten dafür ihr Leben opferten.

Zur Bekämpfung der Hungersnot in Äthiopien wurde von November 1984 bis Juli 1985 mit zwei Transall C-160 und 56 Mann (Besatzung, Technikern, Führungs- und Hilfspersonal) 16 000 Tonnen Fracht in unzugängliche Gebiete geflogen, zum großen Teil aus geringer Höhe abgeworfen und damit mehreren zehntausend Menschen das Leben gerettet. Für diese Hilfsflüge wendete die Bundeswehr mehr als 21 Millionen Deutsche Mark auf.

Weitere Beispiele:

- Oberleutnant Ludger Hölker steuerte am 15. September 1963 sein abstürzendes Flugzeug gerade noch über ein Wohngebiet und konnte deshalb sein eigenes Leben nicht mehr retten.
- August 1975: 8 000 Soldaten wurden im Kampf gegen Waldbrände in Niedersachsen eingesetzt.
- 31. Januar 1981: Abschluß der umfangreichen Erdbebenhilfe der Bundeswehr in Avelino (Italien). Im Einsatz waren: 1 666 Soldaten, 223 Fahrzeuge, 30 Pioniermaschinen und 4 Transporthubschrauber. Einzelleistungen: 490 000 gefahrene Kilometer, 304 Flugstunden, 52 Transportflüge der Luftwaffe, 620 Tonnen Material befördert.
- Bis Mitte Oktober 1985 transportierte die Luftwaffe bei über 400 Einsätzen ca. 3 700 Tonnen Hilfsgüter in die Hungergebiete des Sudan.

- November 1985: 10 Hilfsgüterflüge für die Opfer eines Vulkanausbruchs in Kolumbien.
- Seit Januar 1986 unterhält die Marine zwei Flugzeuge des Typs Do 28, um mittels einer Spezialausrüstung bei jedem Wetter umweltschädliche Ölverschmutzung und deren Verschmutzer in der Nord- und Ostsee feststellen zu können.“

Warum beteiligen sich katholische Soldaten an der Betreuung des Standes der Initiative „Wähle das Leben“ auf dem Aachener Katholikentag vom 10. bis 14. September 1986?

- Die Initiative „Wähle das Leben“ wird von den Gläubigen insgesamt, von den kirchlichen Gemeinden, von katholischen Verbänden und geistlichen Gemeinschaften, von den Institutionen (insbesondere in den Bereichen der Erziehung und Bildung, der Beratung und Hilfe) getragen. Von daher ist die Teilnahme von Soldaten in der katholischen Kirche (sei es als Vertreter[in] des Pfarrgemeinderates im Militärseelsorgebezirk oder der Gemeinschaft Katholischer Soldaten [GKS] als Laienorganisation im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs) selbstverständlich.
- Ziel der Initiative „Wähle das Leben“ ist:
 - das Verantwortungsgefühl der Menschen für die Grundlagen unserer Existenz zu stärken,
 - die Ehrfurcht vor der Würde der Person zu wecken und für die Anerkennung ihrer Rechte und Pflichten entschieden einzutreten,
 - den Schutz und die Entfaltung jedes menschlichen Lebens vom Anfang bis zum Ende zu gewährleisten.
- Zum Selbstverständnis des katholischen Soldaten gehört die Einsicht, daß soldatisches Handeln im staatlichen und gesellschaftlichen Bereich von der „Heiligkeit des Lebens“ ausgeht. Militärische Friedenssicherung muß daher unter ethische Normen gestellt werden und dazu beitragen, daß in unserem Land die Voraussetzungen erhalten bleiben, Leben zu verteidigen, Leben zu heilen, Leben zu fördern.
- Ziel der militärischen Verteidigung ist:
 - im Frieden Kriegsverhinderung zu gewährleisten durch Rüstungskontrolle und Abrüstung auf der Grundlage gesicherter Abschreckungs- und Verteidigungsfähigkeit (Verteidigung + Entspannung = Sicherheit!);
 - im Verteidigungsfall (Krieg) durch Vorverteidigung unter Beachtung der Regeln des humanitären Völkerrechts in bewaffneten Konflikten zur Kriegsbeendigung beizutragen.

Norbert M. Schütz
Kapitän z.S. a.D.

36. Internationaler Kongreß „Kirche in Not“

Emil Kladiwa

Am Geburtsort des KÖNIGSTEINER OFFIZIERKREISES, in Königstein im Taunus, fand auch im Jahr 1986 der 36. Internationale Kongreß „Kirche in Not“ statt. Er stand unter dem Generalthema: „Kirche und Menschenrechte — Solidarität mit den Verfolgten“.

Rund 420 Teilnehmer aus 24 Nationen, aus Kirche und Laientum führte der Kongreß zusammen.

Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS), die im Albertus-Magnus-Kolleg/Haus der Begegnung, über Haus- und Heimatrecht verfügt, war ebenfalls eingeladen und durch den Verfasser dieses Berichtes vertreten.

Unmittelbar vor dem Kongreß fand ein zweitägiger „Jugendkongreß“ statt, auf dem sich Vertreter der jungen Generation mit Fragen der Menschenrechte befaßten.

Der Beauftragte der deutschen Bischofskonferenz für Flüchtlings- und Vertriebenenseelsorge, der von uns hochgeschätzte Weihbischof Gerhard Pieschl, eröffnete den Kongreß und erinnerte daran, daß nicht zuletzt durch den steten Einsatz von Papst Johannes Paul II. die Kirche zu einem unermüdlichen Mahner für die Erhaltung der Menschenrechte geworden sei. Weihbischof Pieschl erwähnte in seinen Begrüßungsworten besonders Prof. Dr. Wladislaw Bartoszewski und gratulierte im Namen aller Teilnehmer zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels.

Dem Hausherrn Pfarrer Karl Kindermann, Geistlicher Direktor und Vorstandsvorsitzender des Vereins Albertus-Magnus-Kolleg/Haus der Begegnung, blieb es vorbehalten, eine lange Reihe hochgestellter Persönlichkeiten der katholischen und evangelischen Kirche, der Regierung, der Verbände und des öffentlichen Lebens zu begrüßen.

Grußbotschaften wurden verlesen u. a. von Kardinal Casaroli im Auftrag des Hl. Vaters Papst Johannes Pauls II., Bundeskanzler Kohl, dem Vorsitzenden der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag Alfred Dregger, dem Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, dem bayrischen Kultusminister Hans Maier sowie dem apostolischen Nuntius, Erzbischof Uhac.

Gäste und Grußbotschaften zeugen davon, wie hoch die Kongresse „Kirche in Not“ im Ansehen der Öffentlichkeit stehen.

Wie alljährlich war es den Verantwortlichen dieses Kongresses wiederum gelungen, nicht nur aktuelle Themen auf das Programm zu setzen, sondern auch hervorragende Referenten hierfür zu gewinnen.

Es ist nicht möglich, im Detail im Rahmen dieses Berichtes auf die einzelnen Vorgänge einzugehen. Diese werden in einigen Wochen als Gesamtausgabe in Buchform zur Verfügung stehen.

Besonders sei aber auf die vielbeachteten Ausführungen von Weihbischof Pieschl zum Thema: „Kirche und Menschenrechte — Einsatz und Versäumnisse“, und auf den Vortrag von Prof. Dr. Wladislaw Bartoszewski „Schein und Sein der Menschenrechte in Ostblockstaaten“ hingewiesen.

Nachstehend werden die weiteren gehaltenen Vorträge, Arbeitskreise und Referenten angeführt, um ein Bild von den beeindruckenden Tagen dieses Kongresses zu erhalten.

„Menschenrechte und Staat“

Prof. Dr. Manfred Spieker, Osnabrück

„Menschenrechte in der Dritten Welt: die Kirche ist herausgefordert“

Prälat Norbert Herkenrath, Aachen

„Katholische Gruppierungen im realen Sozialismus: Was tun sie für die Menschenrechte?“

Wolfgang Grycz, Königstein/Ts.

In intensiven Arbeitskreisen wurden folgende Themen behandelt:

„Revolution mit dem Rosenkranz: Kirche auf den Philippinen“

Dr. Hermann Janssen

„Kirche und Menschenrechte in Vietnam“

P. Wilhelm Hunger, SJ

„Probleme von Kirche und Gesellschaft in Lateinamerika“

Prälat Norbert Herkenrath

„Deutsche in Osteuropa: Was können wir tun?“

Generalsekretär der Ackermannngemeinde, Franz Olbert

„Gesellschaft und Kirche in Polen“

Prof. Dr. Wladislaw Bartoszewski

„Das Engagement der Kirche in der CSSR für die Menschenrechte“

Prälat Prof. Dr. J. Rabas

„Kirche und Menschenrechte am Beispiel Rumänien“

Dr. Dionise Ghermani

„Unter Titos Nachfolgern: Religionsfreiheit in Jugoslawien?“

Dr. Rudolf Gruhlich

Zu den wichtigsten und vornehmsten Aufgaben der Kongresse „Kirche in Not“ gehört es auch, über die Lage der Christen in jenen Ländern zu berichten, in denen das Christsein nicht selbstverständlich, sondern oft nur unter großer Mühsal möglich ist. Diesen jährlichen Berichten kommt deshalb besondere Bedeutung zu. In diesem Jahr konnte ein Steyler Missionar einen Bericht über China vorlegen, den er aus den spärlichen Quellen zusammengetragen hatte.

Aber auch in vielen Gesprächen am Rande des Kongresses konnte der Verfasser dieses Berichtes interessante und bedrückende Einzelheiten des Christseins in vielen Ländern dieser Erde erfahren. Dabei wurde wieder deutlich, daß es immer zwei Seiten gibt und die Berichterstattung in unseren Medien z.B. über Südafrika, Nicaragua, Tschechoslowakei usw. oftmals sehr einseitig und mangelhaft ist.

Der Verfasser konnte u.a. unvergeßliche Gespräche mit Pater Sebastian Labo, SJ führen, dem Autor des Buches „Attentat auf den Papst — im Lichte Fatimas und im Schatten der Oktoberrevolution 1917“.

Von den täglichen Gottesdiensten sind die nachdenklich stimmenden Betrachtungen und Meditationen von Pater Michael Tupec OFM Cap aus Passau erwähnenswert.

Beeindruckend war die Gebetsstunde für die verfolgte Kirche, wobei in die Fürbitten die verfolgten Christen auf der ganzen Welt eingeschlossen wurden.

Z.B.: „Lasset uns beten für die Kirche in Böhmen und Mähren“: Seit Jahren treten mutige Christen in diesen Ländern für die Freiheit der Religion ein, die ihnen die beiden Slawenapostel verkündet haben.

Gott, stärke die Katholiken dieses Volkes, denen die Treue zur Kirche so schwer gemacht wird. Nimm die verstorbenen Kardinäle Beran und Trochta und die von der Geheimpolizei ermordeten Blutzeugen in Dein Reich.

Maria, Du Königin Böhmens und Schutzpatronin Mährens, halte Deine mütterliche Hand über die böhmischen Länder.“

Unter Leitung des Generalsekretärs der Ackermannsgemeinde, Franz Olbert, fand die Schlußdiskussion statt, in der einzelne Aussagen der Hauptreferate, aber auch der Eindrücke und Vorschläge für die nächsten Kongresse diskutiert und vertieft wurden.

Vor dem Schlußwort am Ende des Kongresses zelebrierte der Bischof von Limburg, Bischof Dr. Franz Kamphausen, ein feierliches Pontifikalamt in der Kollegs-Kirche, das von den Limburger Domsingknaben mitgestaltet wurde.

Der Gründer und Geistliche Leiter des Katholischen Hilfswerkes „Kirche in Not/Ost-priesterhilfe“, der als „Speckpater“ in die Geschichte eingegangene Pater Werenfried van Straaten, sprach das Schlußwort.

In aufrüttelnden und beschwörenden Worten forderte er die Teilnehmer auf, nicht zu glauben, „langfristige Probleme in fernen Kontinenten durch gewagte Allianzen und mit marxistischem Gedankengut lösen zu wollen und zu können“. Statt dessen sollten sie die „Menschenrechte der Allerkleinsten schützen“, sagte Pater Werenfried van Straaten.

Er sagte weiter, „Leute, die Mord am ungeborenen Leben befürworten, bedrohen den Frieden mehr als das grauenhafte Arsenal der nuklearen Abschreckungswaffen.“

In bewegenden Worten hielt er den deutschen Teilnehmern vor Augen: „Ihr Deutschen besitzt die Güter dieser Welt. Ihr gehört zu den reichsten Völkern dieser Erde, aber am Teuersten, das einem Volk gegeben wird, nämlich an Kindern, seid ihr bettelarm geworden. Die Bundesrepublik Deutschland feierte in diesem Jahr ein tieftrauriges Ereignis: das zehnjährige Bestehen des Abtreibungsparagraphen 218. In diesen zehn Jahren sind mit Sicherheit einige Millionen deutscher Kinder ‚legal‘ im Mutterschoß umgebracht worden.“

In einer am Ende des Kongresses verabschiedeten Entschließung wurde u.a. hervorgehoben, daß Kirche und Menschenrechte in einem unauflösbaren Zusammenhang stehen und daß der menschenrechtliche Einsatz zu den wesentlichsten Aufgaben gehört. Der Kongreß appellierte an Verbände und Bildungseinrichtungen, sich diesen Problemen mehr als bisher zu stellen. Das gelte auch für die menschenrechtliche Lage der Deutschen in Osteu-

ropa. Kirche und Christen mußten für alle Menschenrechte eintreten — ob gelegen oder ungelegen!

Zurückblickend auf 36 Internationale Kongresse „Kirche in Not“, kann zunächst festgestellt werden, daß Königstein vor 40 Jahren eine Antwort der Kirche auf die Not der Heimatvertriebenen Menschen war.

Die einzelnen Themen von 36 Kongressen aber könnten auch als ein zeitgeschichtliches Dokument bezeichnet werden.

Drei Schwerpunkte ziehen sich wie ein roter Faden durch alle Kongresse:

- Die Auseinandersetzung mit den Ideologien, besonders mit Kommunismus und Bolschewismus.
- Das Engagement für ein freies, geeintes Europa.
- Das Einstehen für die Belange in der Dritten Welt.

Da die Kirche zum Anwalt der Würde und Freiheit der Menschen berufen ist, diene der 36. Internationale Kongreß „Kirche in Not“ der Motivation und zur Schärfung des Bewußtseins für die erforderliche Solidarität mit den Verfolgten auf dieser Welt. Weihbischof Pieschl führte aus, was Solidarität bedeutet:

„Wo immer Menschen in Not sind, weiß sich die Kirche mit diesen Leidenden solidarisch. Wir alle sind aufgerufen zur Hilfe und zur Beseitigung dieser Not.“

Es ist notwendig und wert, daß diesen Kongressen auch in Zukunft von der Gemeinschaft Katholischer Soldaten Beachtung geschenkt wird.

Frieden

Streitkräfte in der Demokratie

Gedanken zum Verhältnis Bundeswehr, Staat und Gesellschaft

Karl-Wilhelm Becker

Im vergangenen Jahr — am 12. November 1985 — feierte die Bundesrepublik Deutschland das dreißigjährige Bestehen ihrer Bundeswehr. Mit den ersten 101 Männern, die am 10.10.1955 vom Bundespräsidenten zu Soldaten ernannt wurden und am 200. Geburtstag des großen preußischen Heeresreformers Scharnhorst — am 12. November 1955 — ihre Ernennungsurkunden erhielten, trat 10 Jahre nach der Kapitulation des Deutschen Reiches — am 8. Mai 1945 — die junge Bundeswehr an die Weltöffentlichkeit. Heute ist die Bundeswehr die stärkste konventionelle Streitkraft in Westeuropa und eine reine Verteidigungsarmee, die niemals als erste zu den Waffen greifen wird. Ohne sie ist jedoch eine wirksame Abschreckung und damit Kriegsverhinderung ebenso wenig möglich wie eine zusammenhängende Vorverteidigung unseres Landes und damit des Bündnisgebietes im Ernstfall. Das Ziel der politischen Führung — der Bundesregierung — bleibt aber auch in Zukunft die kontrollierte Abrüstung, um in Ost und West die militärischen Potentiale gleichgewichtig zu verringern.

In Zusammenhang mit dem dreißigjährigen Jubiläum unserer Streitkräfte muß aber auch die Tradition der Truppen gesehen werden. Hier steht es jedoch nicht zum besten. Eingehende Ausführungen haben wir dazu in dem Aufsatz „Tradition im Wandel der Zeiten, Gedanken zur Tradition in der Bundeswehr und anderen europäischen Armeen“, „auftrag“ Nr. 133 — Seite 49ff., gemacht. Generalleutnant Gerhard Joh. David von Scharnhorst und seine Mitstreiter Generalfeldmarschall Neidhardt Graf von Gneisenau und Generalmajor Carl von Clausewitz verkörpern beste preußisch-deutsche Soldatentradiation, die auch heute noch für die Bundeswehr gültig sein sollte.

Gerhard Scharnhorst — 12.11.1755 bis 28.6.1813; geadelt 1802 — ein Bauernsohn aus Bordenau/Hannover, empfing entscheidende Jugendeindrücke auf der Militärschule des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Im Jahre 1778 trat er in ein Dragonerregiment der hannoverschen Armee ein, die er 1801 als Oberstleutnant verließ. Er wurde Oberstleutnant des Feldartilleriekorps der preußischen Armee. Im Zuge der Neugestaltung des Generalstabes wurde Scharnhorst an die Spitze der dritten Brigade des Quartiermeisterstabes gestellt. Seit 1804 Oberst, war er im Kriege von 1806/07 zunächst Generalquartiermeister des Herzogs von Braunschweig, des Oberbefehlshabers der preußischen Armee und Befehlshabers der Hauptarmee in der Schlacht von Jena und Auerstedt am 14. Oktober 1806.

Seit 1807 Generalmajor, wurde Scharnhorst zum Vorsitzenden der Preußischen Militär-Reorganisationskommission durch König Friedrich Wilhelm III. berufen. Nach Errichtung des Kriegsministeriums war er bis 1810 amtierender preußischer Kriegsminister, Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements, Chef des Ingenieur- und Pionierkorps, Gene-

ralinspekteur der Festungen, Chef des Generalstabes und wurde 1810 zum allgemeinen Direktor der Kriegsschulen ernannt. Er starb als Generalleutnant am 28. Juni 1813 in Prag an den Folgen einer Verwundung, die er in der Schlacht von Großgörschen — in der Nähe von Lützen — am 2. Mai 1813 erlitten hatte.

Scharnhorst schuf die Grundlagen für die Neuordnung des preußischen Heeres, die 1814 gesetzlich eingeführt wurde. Von ihm stammt der Satz: „Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben.“ Grundlegend für das Heer- und Kriegsbild Scharnhorsts wurde die Erkenntnis, daß die Geschichte keine Heldenbühne sei, sondern eine Quelle für den kritisch wägenden und forschenden Geist. In einem Aufsatz über die französische Armee — veröffentlicht 1797 im „Neuen Militärischen Journal“ — hatte er die Ursachen der alliierten Niederlagen und der revolutionären Siege schonungslos dargelegt. „Während jeder Franzose für das Ziel einer vollkommeneren und glücklicheren Gesellschaftsordnung kämpfte“, schrieb er, „fehlt es dem feudalen Europa an einem befeuernden Glauben, und daher kämpft es nur mit halbem Herzen.“

Es ging Scharnhorst darum, mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Bevölkerung an den Staat und die Armee heranzuführen, und letztlich um die politische Befreiung des einzelnen Menschen und um die Verwirklichung von Menschenrechten. Der Wiederaufbau der bewaffneten Macht stand bei ihm unter dem Leitmotiv, daß der Staat jede Möglichkeit nutzen müsse, seine Unabhängigkeit und Freiheit wiederzugewinnen. Das war die unantastbare sittliche Forderung, die alle Gedanken und Pläne zur Heeresreform bestimmte. Politisch wurde Scharnhorst von Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein unterstützt. Dieser hatte im Juni 1807 in seiner „Nassauer Denkschrift“ die Mitverantwortung und das Mitgestaltungsrecht aller Bürger als staatstragendes Element klar hervorgehoben.

Die Reformer des Jahres 1806 — und hierbei ganz speziell der militärische Reformer Scharnhorst — bilden die geschichtliche Grundlage der Tradition unserer Bundeswehr, die einen wechsellvollen Zeitraum von 180 Jahren umfaßt. Es war Theodor Blank — zunächst mit der Dienststelle Blank und dann als Verteidigungsminister —, der mit seinen engsten Mitarbeitern — u. a. die Generale Dr. Hans Speidel und Adolf Heusinger — diese Ideen aufgriff und sie für den Neuaufbau der Bundeswehr anwandte. Er trat mit dem Anspruch an, im Rahmen der Wehrreform Vorstellungen durchzusetzen, „die einen radikalen Bruch mit dem Militarismus der Vergangenheit bedeuten“. Eingedenk negativer historischer Erfahrungen und der Tatsache, daß die Streitkräfte in einem Lande aufgestellt wurden, dessen wiedergewonnene demokratische Staatsform sich erst noch bewähren mußte, wollte Blank den Vorrang der Politik vor dem Militärischen sichern — so wie es schon Clausewitz gefordert hatte, der einer der engsten Mitarbeiter Scharnhorsts war (siehe hierzu unseren Bericht „Carl von Clausewitz und die Philosophie des Krieges“ in auftrag 151/152, Seite 83 ff.) — und die parlamentarische Kontrolle über das militärische Instrument gesetzlich und rechtlich stärker verankern, als dies früher in Deutschland der Fall war. Leider haben wir in diesem Zusammenhang einen grundsätzlichen Fehler gemacht. Unsere Politiker haben den angelsächsischen Begriff „civil control“ falsch interpretiert, in dem man

ihn als „zivile Kontrolle“ durch „zivile Beamte“ und nicht — wie es richtig heißen müßte — als „politische Kontrolle“ durch Politiker verstand. „Civil rights“ bedeutet ja auch Bürger- und nicht Beamtenrecht. Aus dieser unrichtigen Interpretation heraus wurde auch von Anfang an die Spitze der Bundeswehr falsch gegliedert. Die Folgen von Mißtrauen und falsch interpretierter „civil control“ sind bis heute spürbar geblieben, wenn auch manches in den 30 Jahren des Bestehens der Bundeswehr in mühsamer und langwieriger Entwicklung entschärft und zurechtgerückt werden konnte. Sichtbar ist dies immer noch in Organisation und in Zuständigkeit der militärischen Abteilung des Ministeriums, sichtbar vor allem in der Stellung des Generalinspektors und in dem Nebeneinander von Streitkräften und Verwaltung auf der Wehrbereichsebene und darunter. Hier geht viel Effizienz verloren.

Die Bundesrepublik Deutschland hat mit der Bundeswehr zum ersten Mal in einem demokratischen Deutschland eine auf der allgemeinen Wehrpflicht gegründete Landesverteidigung geschaffen. Heute überblicken wir mehr als drei Jahrzehnte unserer Streitkräfte in unserer freiheitlichen und rechtsstaatlichen Demokratie. Die Bundeswehr sichert diese Freiheit. Freiheit kann auf die Dauer kein Geschenk sein, sie verlangt vielmehr Opfer. Ein in den heutigen Weltläufen unverzichtbares Opfer ist der Dienst der Soldaten, insbesondere derjenigen, die kraft der Wehrpflicht zu den Fahnen gerufen worden sind. Dieses Opfer vieler Jahrgänge hat sich gelohnt. Dreißig Jahre Bundeswehr und dreißig Jahre Mitgliedschaft in der Verteidigungsallianz der NATO haben uns dreißig Jahre den Frieden in Freiheit gesichert. Der Blick auf den Globus zeigt, daß der Krieg als Mittel zur Lösung politischer Konflikte nicht aus dem Instrumentarium der Staaten verschwunden ist. Die zahlreichen bewaffneten Auseinandersetzungen in vielen Teilen der Welt mit ihren schrecklichen Folgen für die betroffenen Menschen sind hierfür ein mehr als schmerzlicher Beweis. Nur im atlantischen Raum und in Europa herrscht Friede. Hier wurde seit Ende des Zweiten Weltkrieges kein Krieg mehr geführt.

Heute ist die Bundeswehr nicht nur in unseren Staat, sondern auch in unser Volk fest integriert. Sie wird von der überwältigenden Zahl unserer Bürger, den alten wie den jungen, akzeptiert und geachtet, wie sie es verdient. Neueste Meinungsumfragen belegen diese Tatsache sehr überzeugend und widerlegen damit das oft recht einseitige Bild, das die veröffentlichte Meinung uns vorzeigt. Darum ist es wichtig, daß der Soldat in der Öffentlichkeit immer wieder zu sehen ist. Es gibt keinen Grund, die Bundeswehr in den Kasernen zu verstecken — wie manchmal gefordert wird. Sie leistet Dienst für den Frieden und unsere Freiheit und damit einen Ehrendienst für unser Land und seine Bürger. Daher ist es sehr zu begrüßen, daß sich die Zahl der feierlichen Gelöbnisse in der Öffentlichkeit in den letzten Jahren verdreifacht hat. Da die Bundeswehr in Staat und Gesellschaft eingebettet ist, war sie auch in der Lage, die Friedensdiskussion in den vergangenen Jahren richtig zu führen und gut zu bestehen. Trotzdem ist sie nicht unangefochten, und ihr wird Kritik in Einzelfällen wie in Grundsatzfragen entgegengebracht. Das ist gut so — sie sollte jedoch konstruktiv sein und sich ernsthaft mit der Verbesserung unserer Sicherheitspolitik oder der Lage in den Streitkräften befassen. Das sind Fragen, die für alle Bewohner der Bundes-

republik Deutschland lebens- und überlebenswichtig sind. An dieser Stelle darf an eine bedeutsame Aussage von AltBundespräsident Walter Scheel erinnert werden, der einmal gesagt hat: „Die junge Generation muß wissen, daß die Freiheit von der Sicherheit des Landes abhängt.“

In der Bundesrepublik Deutschland stehen Wehrpflicht und Kriegsdienstverweigerung in einem Spannungsverhältnis zueinander. Die Pflicht, zur Sicherung unseres Staates Dienst mit der Waffe zu leisten, und das Recht, diesen Dienst aus Gewissensgründen zu verweigern, haben beide verfassungsrechtlichen Rang. Die verfassungsrechtlichen Voraussetzungen für die neuen deutschen Streitkräfte waren bereits 1954 mit der Einfügung des Artikels 12a in unser Grundgesetz geschaffen worden. Die in den beiden folgenden Jahren vom 2. Deutschen Bundestag verabschiedeten Grundgesetzänderungen, ergänzt durch die Notstandsgesetze von 1968, bilden unter dem Oberbegriff Wehrverfassung die verfassungsmäßige Legitimation der Bundeswehr. Unser Grundgesetz — 1949 für einen komplett demilitarisierten Staat entworfen — enthielt ursprünglich lediglich vier Artikel mit sicherheitspolitischer Relevanz. Der Artikel 26 GG verbietet Angriffskriege und stellt deren Vorbereitung unter Strafandrohung. Diese Norm wird ergänzt durch einen Genehmigungsvorbehalt für die Herstellung von Kriegswaffen. Die Artikel 24 und 25 GG sichern unter dem Begriff „kollektive Sicherheit“ ein völkerrechtsfreundliches Verhalten der Bundesrepublik. Die Präambel des Grundgesetzes bekennt sich zum Friedenswillen des deutschen Volkes. Schließlich bestimmt der Artikel 4.3 GG, daß niemand gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden kann.

Der im Artikel 87a GG verankerte Verteidigungsauftrag weist der Bundeswehr die Abwehr bewaffneter Angriffe von außen auf das Staatsgebiet der Bundesrepublik zu. Dieser Auftrag entspricht dem Artikel 51 der UN-Charta, die im Falle eines unprovzierten Angriffes das Recht zur individuellen und kollektiven Selbstverteidigung nachdrücklich billigt. Die Bundeswehr garantiert den Schutz der in der Verfassung garantierten Grund- und Menschenrechte gegen Angriffe von außen. Sie sichert die politische Handlungsfreiheit der Bundesregierung im Frieden und ganz besonders in Krisenlagen. Darüber hinaus gewährleistet sie die äußere Sicherheit unseres Staates zusammen mit den Bündnispartnern im Falle einer bewaffneten Auseinandersetzung. Um die Erfüllung des Verteidigungsauftrages zu sichern, hat sich der Gesetzgeber für die allgemeine Wehrpflicht entschieden. Zum ersten Mal in der deutschen Geschichte wurde damit eine Armee auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht in einem freiheitlich demokratischen Staat aufgestellt — beruhend auf den Gedanken des Generalleutnants von Scharnhorst und seiner Mitstreiter. Der demokratische Staat ist seit der französischen Revolution mit dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht verknüpft. Jeder Bürger, der an den politischen Entscheidungen mitwirkt, sollte eigentlich auch für die Verteidigung dieser Demokratie nach innen und außen mitverantwortlich sein.

Die Änderung des Grundgesetzes löste jedoch noch nicht das grundsätzliche verfassungsrechtliche Problem der Einordnung von Streitkräften in eine Demokratie. Zwischen den Prinzipien des Aufbaus einer militärischen Organisation und eines demokratischen Staats-

wesens bestehen offensichtliche Unterschiede. Der ehemalige CSU-Abgeordnete Richard Jäger hat das Spannungsverhältnis in einer Bundestagsdebatte des Jahres 1955 so beschrieben: „Die Demokratie baut sich von unten nach oben auf. Ihr Element ist die Wahl. Das Militär baut sich von oben nach unten auf. Es beruht auf Befehl und Gehorsam und wird in aller Zukunft darauf beruhen müssen.“ Bei der Verwirklichung einer Wehrpflichtarmee in der parlamentarischen Demokratie waren deshalb zwei Bereiche zu berücksichtigen. Einmal sollte die Armee in die bereits bestehende Ordnung so eingefügt werden, daß der Primat der Politik über den militärischen Bereich gewährleistet werden konnte. Leider haben wir in der Bundesrepublik Deutschland hieraus ein Primat der Bürokratie — wie vorstehend bereits ausgeführt — gemacht. Außerdem mußte die innere Ordnung der Streitkräfte so ausgestaltet werden, daß das System von Befehl und Gehorsam in einem vertretbaren Verhältnis zu den Grundsätzen von Freiheit und Menschenwürde stand. Dieses Ziel ist erreicht worden, und wir haben heute eine Armee, die den politischen, rechtlichen und sozialen Maßstäben unseres Grundgesetzes entspricht.

Eine Reihe von grundlegenden Bestimmungen der Wehrverfassung regelt den Primat der Politik. Die Befehls- und Kommandogewalt hat — Artikel 65 a GG — der Bundesminister der Verteidigung. Mit der Verkündung des Verteidigungsfalls geht sie auf den Bundeskanzler — Artikel 45 a GG — über. Ein wichtiges Kontrollrecht hat das Parlament. Mit dem Haushaltsplan — Artikel 87 a Abs. 1 Satz 2 — entscheiden Bundestag und Bundesrat alljährlich über den zahlenmäßigen Umfang der Streitkräfte und deren Organisation. Hierbei könnte es jedoch auch vorkommen, daß Finanz- und Verteidigungspolitik getrennte Wege gehen — wobei immer darauf geachtet werden muß, daß die Verteidigungsfähigkeit der Bundesrepublik Deutschland in jedem Fall — notfalls sogar unter Opfern — erhalten bleibt. Nur so können wir die freiheitlich-demokratische Grundordnung unseres Rechtsstaates in Freiheit und Unabhängigkeit sichern und bewahren.

Zur wirksamen Abschreckung — neben Ausbildung und Ausrüstung — gehört der für einen Aggressor deutlich sichtbar und unmißverständlich gezeigte Wille der Bundeswehr, im Falle eines Angriffes zu kämpfen — was für alle Soldaten ständig Gültigkeit hat. Wer den Willen dazu durch Argumente verneint — wie z. B.: „Wenn ein Krieg ausbricht, endet mein Friedensauftrag; dann brauche ich nicht mehr zu kämpfen“ —, mindert ganz erheblich die Glaubwürdigkeit von Abwehr und Abschreckung und macht auch den Krieg in Europa wahrscheinlicher. Dies gilt aber ebenso für das sogenannte „Teilgelöbnis“. Den Verteidigungswillen nur auf den konventionellen Krieg zu beschränken bedeutet nicht mehr und nicht weniger, den Verbund der Triade — drei verschiedene Verteidigungsmöglichkeiten, interkontinental-strategische Nuklearstreitkräfte, nukleare Kurz- und Mittelstreckenraketen und konventionelle Streitkräfte; die einander nur ergänzen jedoch nicht ersetzen können — für immer aufzulösen. Die alte und abgedroschene Aussage „lieber rot als tot“ sollte in unserer Zeit keine Gültigkeit mehr haben. Wer unsere „braune“ Vergangenheit selbst miterlebt und erlitten hat, kann nicht an eine schöne und gute „rote“ Zukunft glauben. Darum müssen wir das verteidigen, was wir haben und besitzen. Auf dieser Welt gibt es nun einmal keine Vollkommenheit — schon gar nicht innerhalb eines Staates.

Jede Auflösung dieser Triade führt — ob gewollt oder ungewollt — zum konventionellen Krieg mit all seinen verheerenden Wirkungen moderner Waffen auf dem dichtbesiedelten Territorium der Bundesrepublik Deutschland.

Die Entwicklung der Gesellschaft macht auch vor den Streitkräften keinen Halt. Nicht alle Wertvorstellungen unserer offenen Gemeinschaft lassen sich mit Auftrag, Bestimmungen und Bedingungen einer Armee in Einklang bringen. Der Wehrpflichtige sieht oftmals in erster Linie die Einschränkung seines persönlichen Freiraums — in jüngster Zeit verstärkt durch die Probleme auf dem Arbeitsmarkt und seines beruflichen Werdeganges. Wenn es nicht gelingt, ihn vom Wert seines Wehrdienstes zu überzeugen, wird er diese Zeit als sinnloses Opfer, als vergeudete Zeit beurteilen. Eine Armee, die auf diese Überzeugungsarbeit verzichtet, kann vielleicht eine Gesetzesinitiative zur Verlängerung des Wehrdienstes in Gang setzen, sie wird aber nie in der Lage sein, den jungen Menschen, die davon betroffen sind, die Notwendigkeit einer derartigen Maßnahme zu vermitteln. Die gesetzliche Verlängerung des Grundwehrdienstes auf 18 Monate ist weniger ein administratives, organisatorisches oder verfahrenstechnisches Problem, sondern ein Problem der Inneren Führung, die hier eine große, verantwortliche Aufgabe übertragen bekommt, die es zu lösen gilt.

Hierbei sollten wir — aus Tradition und Geschichtsbewußtsein — nicht vergessen, daß das Problem „Innere Führung“ schon sehr alt ist. Die Aufklärung — eine der bedeutendsten europäischen Geistesbewegungen —, die das ganze 18. Jahrhundert erfüllte, hatte über ihre Freude, daß menschlicher Geist das rationale Kunstwerk einer preußischen Armee zu schaffen verstanden hatte, sich nur der rationalistischen Komponente ihrer Weltanschauung angenommen. Sie schien völlig vergessen oder bewußt ausgespart zu haben, daß sie auch eine humanitäre Sicht einschloß und darin vor allem die Idee der Menschenwürde vertrat. Wahres Mensch-Sein widersprach der Forderung, daß sich der Soldat als wesen- und seelenloses Teilchen in das Räderwerk der Heeresmaschine einpaßte. Das Verhältnis der Aufklärung zum Soldaten wandelte sich grundsätzlich nach dem Tode Friedrichs des Großen im Jahre 1786. Neben die Beschäftigung mit rein technischen Problemen, beispielsweise dem, wie die Schlagkraft der Armee weiter vervollkommen werden könnte, trat die Frage nach der „inneren Führung“ des Heeres. Im Mittelpunkt des Interesses stand nicht nur, wie die Heeresinstitution in Vergangenheit und Zukunft funktioniere, sondern auch die Frage, welcher Geist im stehenden Heere vorherrsche. Der Soldat wurde als Mensch neu gesehen und mußte daher in das Militärwesen neu eingeordnet werden. Von diesem zentralen Problem aus interessierten sich Aufklärer für die bisher teilweise unmenschliche Behandlung der Mannschaften. Ihr maßgeblicher Vertreter war Oberst von Scholten, Kommandeur des Grenadierbataillons 1. Sie hatten ihr Sprachrohr in Zeitschriften wie „Bellona“, „Militärische Monatsschrift“ und „Der Soldat“.

Das Interesse am Soldaten wurde damals vor allem durch die gemeinsame Auffassung bestimmt, daß jeder Mensch seine Würde habe und als ein vernunftbegabtes Wesen mit der Fähigkeit zu Einsichten ausgestattet sei. Hinter dem großen Vertrauen der Aufklärung auf die Macht der menschlichen Vernunft stand außerdem der Glaube an die Güte der

menschlichen Natur und die Überzeugung, daß alles Böse leicht gebessert werden könne, weil es im wesentlichen durch Unwissenheit und Vorurteile bedingt sei; also auf Faktoren beruhe, die sich durch Mittel der Aufklärung — Bildung, Erziehung, Vernunft — abändern ließen. Weil auch jeder Soldat diese Eigenschaft besitze, solle er demgemäß behandelt werden. Der gebildete Offizier sollte Verständnis besitzen für die Grundsätze von Humanität, Gesittung und Menschenwürde, weil der Mensch — gemäß den Vorstellungen des aufgeklärten Jahrhunderts — allein über die Bildung zu wahrem Menschentum vorstieße. Durch seine Bildung sollte er erkennen, daß im Bereich des militärischen Lebens, die richtige, menschenfreundliche Behandlung des Soldaten von entscheidender Bedeutung sei. Aus dieser Erkenntnis heraus sollte und mußte der Offizier als aufgeklärter Mann entsprechende Folgerungen für sein Auftreten gegenüber der Mannschaft ziehen, um den einzelnen Soldaten richtig anzusprechen. Georg Heinrich von Berenhorst — 1733—1814 — forderte, daß der Staat die Herzen der Soldaten gewinnen müsse, um dadurch moralische Kräfte beim Einsatz der Truppe freizusetzen. Adam Heinrich Dietrich von Bülow — 1757 bis 1808 — forderte die Heeresreform im Sinne einer „Inneren Führung“. Man wollte im Soldaten bisher unterdrückte menschliche Eigenschaften und Leidenschaften erwecken, z. B. wie notwendig sein Dienst für den Staat sei, Liebe zu seinen Pflichten, selbständiges Handeln und persönliche Tapferkeit. Besonders aber sollte er zu sich und seinen Vorgesetzten Vertrauen gewinnen.

Alle diese Überlegungen waren nicht umsonst. Sie beweisen nicht nur der Nachwelt, daß es bereits um 1786 — also vor 200 Jahren — schon Männer gab, die erkannt hatten, wie notwendig eine tiefgreifende Reform der Militärverfassung war. Sie bereiteten — auch mit ihren Gedanken für eine „Innere Führung“ — den späteren Reformern Stein und Scharnhorst den Weg und leiteten die Heeresreform von 1806 schon lange vorher geistig ein. Dieses Werk der Erneuerung war das Ergebnis jahrelanger Überlegungen und die Beschäftigung mit dem Problem, daß Staats- und Militärverfassung in enger wechselseitiger Beziehung stehen. Deshalb war es notwendig, den Zusammenhang und die Übereinstimmung beider Bereiche herzustellen und zu bewahren. Das Reformwerk nach 1806 umfaßte eine Gesamtneuorganisation des Staates mit einheitlichen Zielen für alle Zweige staatlicher Macht. Diese Bezüge zeigen sich ganz besonders deutlich, als die Gesamtreform im Endergebnis scheiterte. Die Folge der allgemeinen Wehrpflicht — die einzige wesentliche Reform von Dauer — war jedoch, daß das Streben nach einer freieren Staatsverfassung nicht mehr aufzuhalten war. Diese geschichtlichen Zusammenhänge sind jedoch leider bis zum heutigen Tag in der Bundesrepublik Deutschland und auch in der Bundeswehr nicht richtig und ausreichend genug gewürdigt worden. Auf diese Fehlentwicklung muß nachdrücklich hingewiesen werden.

Auch heute steht die Innere Führung im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Über kein anderes Thema ist in der dreißigjährigen Geschichte der Bundeswehr so viel gesprochen, geschrieben und über weite Strecken gegensätzlich diskutiert worden. Die meisten Veröffentlichungen befaßten sich mit Theorie und Konzeption der Inneren Führung. Da-

bei standen Fragen der zeitgemäßen Menschenführung und der politischen Bildung vielfach im Mittelpunkt.

Aussagen über den Truppenalltag erheben den Anspruch auf Darstellung der Wirklichkeit. Den einheitlichen, für alle Soldaten gleichen Truppenalltag gibt es nicht. Zu verschieden ist die Vielzahl der Rahmenbedingungen und Einflußgrößen nicht nur für die Truppenteile, sondern für jeden einzelnen Soldaten. Der Truppenalltag ist eine ganz persönliche Erfahrung. Truppe sind in erster Linie die Einheiten; in ihnen wird ausgebildet, erzogen und geführt. Die Einheits- und Teileinheitsführer sowie die Kompaniefeldwebel sind heute die Hauptträger der Inneren Führung. Sie bestimmen das innere Gefüge und das Dienstklima in ihren Verantwortungsbereichen. Theorie und Konzeption der Inneren Führung liegt ein Menschenbild zugrunde, das bestimmt wird von den Grundrechten, die ihren Niederschlag in der Wehrgesetzgebung, in Erlassen und Dienstvorschriften gefunden haben. Sie gehen vom Ideal des „Staatsbürgers in Uniform“ aus, der im Frieden aus Einsicht treu dient und im Verteidigungsfalle tapfer kämpfen will und kann. Die Konzeption der Inneren Führung ist offen und damit dynamisch, d. h., sie muß auf der Grundlage ihrer Wert- und Idealvorstellung ständig den Erfordernissen angepaßt werden, die sich aus politischen, sozialen, technischen, wissenschaftlichen und militärischen Entwicklungen ergeben. Hierzu gehören Veränderungen und Grundgegebenheiten in unserer Gesellschaft und damit auch bei den Soldaten. Entsprechende Erkenntnisse für diese Konzeption kommen nicht zuletzt aus den Ergebnissen wissenschaftlicher Erhebungen innerhalb und außerhalb der Bundeswehr.

Die Innere Führung im Truppenalltag beschäftigt sich dagegen nicht mit einem „Menschenbild“ oder dem „statistischen Durchschnittsbürger“. Sie befaßt sich mit den einzelnen Menschen, die sowohl als Handelnde wie als Betroffene in ihren körperlichen, geistigen und seelischen Veranlagungen, Haltungen und Einstellungen individuell ausgeprägt sind. Theorie und Praxis der Inneren Führung fallen deshalb jedoch nicht grundsätzlich auseinander. In einem Punkt unterscheiden sie sich allerdings. Im theoretisch-konzeptionellen Bereich werden Sollvorstellungen entwickelt, die in der Praxis beim konkreten Handeln unter wechselnden Bedingungen verwirklicht werden sollen. Wenn auch in der Theorie ein möglichst hoher Realitätsbezug erreicht wird und Forderungen auf ihre Erfüllbarkeit hin überprüft wurden und auch weiterhin werden, kann man nicht alle Probleme und Widrigkeiten, mit denen die Innere Führung im Truppenalltag fertig zu werden hat, gänzlich vorhersehen und berücksichtigen. Auch auf anderen Gebieten gibt es immer wieder ein natürliches Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Praxis. Warum sollte dies bei der Inneren Führung nicht auch so sein? Der für Theorie und Konzeption Zuständige muß auf die Verwirklichung der Idealvorstellung drängen. Ein Praktiker wird in seinem Bemühen, die gestellten Forderungen zu erfüllen, immer nur mehr oder weniger hohe Annäherungswerte erreichen.

Das Fundstellenverzeichnis in der ZDv 10/1 „Hilfen für die Innere Führung“ zeigt anschaulich, wie groß die Bandbreite der Aufgaben im Bereich der Inneren Führung im

Truppenalltag ist. Hier findet man Hinweise auf Gesetze, Vorschriften, Erlasse und Befehle, die im Bereich der Inneren Führung Gültigkeit besitzen. Auf 42 Seiten spannt sich hier der Bogen von den allgemeinen gesetzlichen Grundlagen über die Hilfe in Krankheitsfällen bis hin zu Zuschüssen zur Förderung von Gemeinschaftsveranstaltungen. Solche zufällig ausgewählten Beispiele machen deutlich, wie verschiedenartig die Aufgaben sind, die Tag für Tag bewältigt werden müssen. Innere Führung bedeutet mehr als „zeitgemäße Menschenführung“ und „politische Bildung“. Das Zentrum für Innere Führung der Bundeswehr — Koblenz — unterscheidet sieben Wirkungsfelder der Inneren Führung. Diese sind Menschenführung, Betreuung, Fürsorge, Politische Bildung, Soldatische Ordnung, Wehrrecht und Ausbildungspädagogik. Diese Einteilung ist nicht als ein Versuch der Abgrenzung gedacht und soll der Orientierung dienen. Menschenführung in der Bundeswehr findet auf allen Ebenen statt, die in gegenseitiger Wechselwirkung stehen. Innere Führung als übergeordnetes Prinzip ist zwar nicht deckungsgleich mit den Begriffen Menschenführung, Betreuung, Fürsorge usw., wirkt sich aber auf diesen Feldern ganz besonders aus.

Der Begriff Innere Führung entzieht sich einer umfassend und allgemeingültigen Definition. Bisherige Versuche — sie waren zahlreich — umschreiben mehr ihre Ziele als die Grundelemente. Tatsächlich kann, wie der Beirat für Fragen der Inneren Führung meint, eine einheitliche Begriffsbestimmung nur in der Vielfalt von qualifizierten Interpretationen gelingen. Diese müssen die unterschiedlichen Lebensverhältnisse und Situationen der Truppenpraxis dynamisch einbeziehen. Ihre notwendige Unbestimmtheitsrelation teilt die Innere Führung mit anderen wichtigen Begriffen unseres Lebens wie Bildung, Erziehung und Menschenführung. Sie sind nur so lange positiv anwendbar, wie ihrer ständigen Auslegungsbedürftigkeit aktiv entsprochen und eine Verständigung über ihre Inhalte erreicht wird. Im Weißbuch der Bundesregierung von 1985 „Zur Lage und Entwicklung der Bundeswehr“ heißt es im Kapitel Innere Führung, Erziehung und Ausbildung hierzu: „Die Konzeption der Inneren Führung verbindet das Werte- und Normensystem des Grundgesetzes mit Führung, Erziehung und Ausbildung in der Bundeswehr. Sie bestimmt damit den Standort der Armee in der Demokratie und setzt einen wertorientierten Bezugsrahmen für soldatisches Selbstverständnis. Dies drückt sich aus im Leitbild vom ‚Staatsbürger in Uniform‘. Erziehung und Ausbildung sollen dem Soldaten Orientierung, Wissen und Können vermitteln. Er soll den Sinn und Zweck seines Dienstes erkennen und in der Lage sein, seine Aufgabe in den Streitkräften unter den Bedingungen des Einsatzes zu beherrschen. Der Soldat soll bereit und fähig sein, verantwortlich und selbständig im Rahmen des Ganzen zu handeln. Die Soldaten müssen durch Offiziere und Unteroffiziere geführt werden, die in Haltung und Pflichterfüllung ein Beispiel geben. Entscheidender Maßstab für Erziehung und Ausbildung in den Streitkräften sind die hohen Forderungen, die das Gefecht an Führer und Untergebene stellt. Dabei sind Erziehung zur Härte und kriegsnahe Ausbildung Folgerungen aus dem Verteidigungsauftrag und ein Gebot der Verantwortung für die Untergebenen. Erziehung und Ausbildung ziviler Mitarbeiter orientieren sich an ihren Aufgaben und Pflichten.“ Die Ausbildung sowie die Fortbildung der Richter der Truppendienstgerichte, der Beamten, der Angestellten und Arbeiter findet

überwiegend an den bundeswehreigenen Schulen und Akademien statt. Die Grundlagen und Grundsätze der Inneren Führung gelten für den Soldaten der Bundeswehr auf allen Ebenen und in seinen verschiedenen Funktionen gleichermaßen. Die Innere Führung hat die folgenden drei Hauptziele: die Legimitation — die rechtliche, politische und ethische Begründung des Auftrages der Bundeswehr und der Inpflichtnahme des Staatsbürgers als Soldat; die Integration — die Einbindung der Bundeswehr und des einzelnen Soldaten in Staat und Gesellschaft; und last not least die Motivation — die Bereitschaft des Soldaten der Bundeswehr, aus Überzeugung treu zu dienen, seine Pflicht nach besten Kräften zu erfüllen und dabei die durch das Soldatengesetz auferlegten Einschränkungen voll und ganz auf sich zu nehmen. Nur auf diesem Wege konnte die Bundeswehr mit Erfolg in den Staat und die Gesellschaft integriert werden.

Eine erfolgreiche Führung steht in den Streitkräften in einem Wirkungszusammenhang von Wert- und Ordnungsstrukturen und wird ihrerseits auslösendes Moment von Wirkungen auf eigene Strukturen. Führung ist nichts Selbständiges an sich, nicht Selbstzweck, sondern immer Mittel zum Zweck, um Aufgaben, Aufträge und deren Anforderungen realisieren zu können. Führung hat immer eine dienende Funktion. Qualität und Effizienz dieser Führung stehen im Zusammenhang mit dem gesamten System von Aufbau- und Ablauforganisation der Streitkräfte wie auch mit den Wert- und Ordnungsstrukturen unserer Gesellschaft. Für die Führung in den Streitkräften gilt es ständig die Wirkungszusammenhänge, die Beziehungsqualitäten im Organisationssystem der Streitkräfte selbst und darüber hinaus zum sozio-ökonomischen und politischen Gesamtsystem der Bundesrepublik zu finden.

In diesem Gesamtzusammenhang muß auch die Innere Führung betrachtet werden. Hierzu sind Hilfen zur Bewältigung dieses Bereichs in den Streitkräften eingeführt worden. Zur „Unterstützung in der Führungsaufgabe“ hat u. a. der Bundesminister der Verteidigung die Zentrale Dienstvorschrift „Hilfe für die Innere Führung“ — ZDv 10/1 — durch den Generalinspekteur der Bundeswehr erlassen. Zusammen mit der Zentralen Dienstvorschrift „Politische Bildung in der Bundeswehr“ — ZDv 12/1 — sind dies die grundsätzlichen Vorschriften, die zur Findung von gesellschaftskonformen Normen die erforderliche Sicherheit geben sollen. „Das Führen von Menschen“, so heißt es in der ZDv 10/1, Nr. 2, „ist eine Aufgabe, die angesichts des sich wandelnden Selbstverständnisses der jungen Generation und ihrer Einstellung zum Staat von fundamentaler Bedeutung ist. Zeitgemäße Menschenführung steht gleichrangig neben der taktischen und technischen Führung der Einheiten und Verbände.“ Diese Vorschriften sollen erläutern, klären und anleiten. Sie verzichten bewußt auf Dogmen und geben Anregung und Anweisungen für eine sachgerechte Anwendung der Inneren Führung im militärischen Alltag.

In diese Rahmen muß auch die staatsbürgerliche Bildung — im Sinne politischer Bildung — gesehen werden. Das Soldatengesetz schreibt vor, daß der Soldat staatsbürgerlichen Unterricht erhält — § 33. Damit ist mehr gefordert als die formale Erfüllung einer Dienstpflicht. Er hat die gleichen staatsbürgerlichen Rechte wie jeder andere Staatsbürger; sie werden lediglich mit Rücksicht auf die Erfordernisse des militärischen Dienstes be-

schränkt — § 6 SG. Der Soldat ist — wie bereits vorstehend gesagt — „Staatsbürger in Uniform“. Es ist daher folgerichtig, daß er auch während seiner Dienstzeit an dem Prozeß politischer Bildung teilnimmt, deren Ziel der mündige und mitverantwortliche Staatsbürger ist. Politische Bildung ist daher ein wichtiger Faktor zur Integration der Streitkräfte in den demokratischen Staat. In ihr wird die Nahtstelle zwischen Armee und Demokratie deutlich sichtbar gemacht. Hier zeigt sich, was es heißt, daß die Bundeswehr eine „Armee in der Demokratie“ ist. Zu den Dienstpflichten des Soldaten gehört es, „die freiheitlich demokratische Grundordnung anzuerkennen und durch sein Verhalten für ihre Erhaltung einzutreten — § 8 SG“. Damit ist jeder Soldat auf Demokratie und Rechtsstaatlichkeit als dem Kern des Grundgesetzes verpflichtet. Auch von daher ergibt sich die Notwendigkeit des staatsbürgerlichen Unterrichts, der ein wesentliches Element unserer politischen Bildung ist. Wer eine Grundordnung anerkennen und für sie eintreten soll, muß sie zunächst kennenlernen. Die politische Bildung, die dem Soldaten zuteil wird, hilft ihm auch bei der Erfüllung seiner Grundpflicht. Gemeint ist auch hier der treue Dienst für die Bundesrepublik Deutschland als freiheitlichem Rechtsstaat. Der frühere Bundeskanzler Brandt hat vor 16 Jahren — zu Beginn des Jahres 1970 — vor Unteroffizieren in einer Ansprache gesagt: „Diejenigen, die beauftragt sind, im Auftrag und zum Schutz unserer Demokratie Befehle zu geben, müssen Demokraten sein. Dabei genügt mir derjenige nicht, dessen Haupt — frei nach Ludwig Uhland — mit einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist; lieber ist mir der, der in der Wolle demokratisch gefärbt ist.“ Was hier für Vorgesetzte gesagt und in besonderem Maße gilt, ist zugleich Erziehungsziel für alle Soldaten. Es ist ein wesentlicher und wichtiger Grundsatz der politischen Bildung in der Bundeswehr.

Zentrale Inhalte der politischen Bildung sind daher die verfassungsrechtlichen Grundlagen, der Wert der freiheitlichen demokratischen Grundordnung und Sinn und Notwendigkeit des Dienstes für Freiheit und Recht. Politische Bildung soll die Schutz- und Verteidigungswürdigkeit der staatlichen Grundordnung verdeutlichen, die Fähigkeit fördern, die Rolle des Soldaten im Staat und in der Gesellschaft zu erkennen und sich mit ihr auseinanderzusetzen, und den Soldaten anleiten, seine staatsbürgerlichen Rechte wahrzunehmen und die politische Bedeutung gesetzlicher Pflichten, insbesondere der Pflichten des Soldaten, zu erkennen und danach zu handeln. Sie ist — ebenso wie die Innere Führung — eine Aufgabe, die den Soldaten auf allen Verantwortungsebenen gestellt ist. Hierbei hat diese Aufgabe für die Vorgesetzten eine besondere Bedeutung, weil ihnen ein größeres Maß an Pflichten und Verantwortung auferlegt ist und sie in der Vermittlung politischer Bildung nur glaubwürdig sein können, wenn sie über hinreichende Kenntnisse verfügen und in ihrem Verhalten andern ein Vorbild sind. Trotz einer insgesamt positiven Entwicklung wird — auch nach dreißig Jahren Bundeswehr — zuweilen der Stellenwert der politischen Bildung noch unterschätzt. Politische Urteilsfähigkeit ist jedoch heute notwendiger denn je, um den Sinn des eigenen Dienstes vor dem Hintergrund politischer Zusammenhänge besser bewerten zu können und sich in der Vermittlung politischer Bildungsprozesse zu engagieren. Politische Bildung erfordert daher ständige Weiterbildung. Gerade bei den Vorgesetzten bedarf es hier immer wieder erneuter Bemühungen, um ein Beispiel zu geben.

Die politische Bildung in der Bundeswehr hat sich auch in den Diskussionen über die Fragen der bewaffneten Friedenssicherung bewährt. Soldaten haben in den letzten Jahren nicht nur Bereitschaft gezeigt, sich allen Auseinandersetzungen zu stellen. Sie haben sich auch engagiert an den Diskussionen beteiligt und damit zur Versachlichung und zum Abbau von Vorurteilen beigetragen. Dies wurde einer breiten Öffentlichkeit ganz besonders deutlich während der Evangelischen Kirchentage 1981 und 1982 in Hamburg und Hannover und der Katholikentage 1982 und 1984 in Düsseldorf und München, wo eine große Zahl von Soldaten in Uniform wie alle anderen Christen die Möglichkeiten der Begegnung und des Gesprächs genutzt haben. Auch auf diese Art und Weise zeigt sich die Verbundenheit von Bundeswehr, Staat und Gesellschaft.

Immer mehr kommt jedoch in unserer Gesellschaft die Frage auf, ob auch unter den heutigen Umständen ein Christ noch Soldat sein kann. Seit Bestehen der Bundesrepublik Deutschland ist zu keiner Zeit so engagiert und so tiefgreifend um den Frieden zwischen den Völkern, um die Wege zum Frieden und um die politische und ethische Legitimation der Verwendung militärischer Mittel zur Friedenssicherung diskutiert, ja gerungen worden wie in unseren Tagen. Dabei sollte zunächst festgehalten werden, daß es hinsichtlich der Ziele der einzuschlagenden Friedenspolitik in unserem Staat und in unserer pluralistischen Gesellschaft hoffnungsvolle Gemeinsamkeiten gibt. Alle bei uns wollen den Frieden, die Überwindung von Spannungen, wollen Gespräche, Verhandlungen und wirtschaftliche Kooperation. Alle suchen nach Wegen, den Einsatz von Massenvernichtungswaffen unnötig zu machen. Jeder von uns fordert Begrenzung und Verminderung von Rüstung in Ost und West. Diese Übereinstimmung in den Zielen ist eine gute Voraussetzung, einander ernst zu nehmen, aufeinander zu hören und die Argumente des anderen unvoreingenommen zu prüfen. Keiner sollte daher versuchen, dem anderen den Friedenswillen und die Friedensfähigkeit abzusprechen und ihn zu verteufeln. Über die Wege allerdings, wie der Frieden praktisch und konkret am besten gewahrt werden kann, gehen in unserer pluralistischen Gesellschaft die Meinungen auseinander. Ein breites Spektrum von Vorstellungen wird dabei entwickelt. Es reicht von der Bereitschaft zum vollständigen Waffenverzicht über das Angebot zu einseitigen Vorleistungen bis hin zu der Überzeugung, daß der Friede nur durch Aufrechterhaltung eines militärischen Gleichgewichts gesichert werden könne. Noch tiefer gehen die Gegensätze, wenn die Frage beantwortet werden soll, ob es christlich zu rechtfertigen ist, Waffen zum Abwehrkampf auch dann einzusetzen, wenn der Friede durch einen Aggressor gebrochen werden sollte. Bewaffnete Kräfte gibt es in allen Staaten dieser Welt. Es sind nicht die Soldaten, die darüber befinden, ob es Streitkräfte geben soll oder nicht. Allein die Politik entscheidet, ob Staatsbürger Soldaten werden müssen und welchen Auftrag sie dabei erfüllen sollen.

Uns allen aber stellt sich immer wieder die Frage nach dem richtigen Weg der Friedenssicherung. Sie richtet sich vor allem an die Männer und Frauen, die politische Verantwortung tragen, aber auch an jeden einzelnen Staatsbürger. Denn er wählt ja seine politische Führung und kann damit wenigstens mittelbar Einfluß auf die Friedenspolitik nehmen. Der christlich gebundene Staatsbürger sollte sich immer wieder darüber klar werden, wel-

cher Weg zur Friedenssicherung für ihn vertretbar ist. Hierbei müssen ihm die großen Konfessionen — u. a. die evangelische und katholische Kirche — hilfreich zur Seite stehen, da sie maßgeblich unsere Gesellschaft prägen. Hier sind die Kirchen und Religionen gefordert, um dem gläubigen Menschen zu helfen.

In diesem Zusammenhang wird auch vielfach die kritische Frage gestellt, ob unser Land und seine demokratische Ordnung, unsere politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen überhaupt verteidigungswert sind und ob es sich lohnt, sie gegen eine Bedrohung, auch unter Opfern, zu schützen. Die Mehrheit unserer Gesellschaft achtet unsere Verfassungsordnung, die die freiheitlichste ist, die es je in einem deutschen Staat gegeben hat. Die Stärke dieser freiheitlichen Ordnung liegt u. a. darin, daß Mängel aufgedeckt und abgestellt werden können. Die Staatsbürger können sich eine andere Regierung wählen, wenn sie glauben, daß die amtierende verbraucht ist. Eine Demokratie hat nicht versagt, weil es in ihr irgendwo Mißbrauch oder Korruption gibt. Sie hätte nur dann versagt, wenn Mißbrauch und Korruption nicht aufgedeckt und abgestellt werden könnten oder nicht würden. Wir sollten aber immer den Mut dazu haben festzustellen, daß es Rechte nicht ohne Pflichten geben kann, daß Freiheit ohne sittliche Normen in die Anarchie führt und daß es notwendig ist, für das Gemeinwohl auch persönliche Leistung oder Opfer zu erbringen. Sieht man sich einmal auf dieser Erde um, wieviel Regime und Diktaturen auf fast allen Kontinenten ihre Macht ausüben — Regime mit Einparteiensystem ohne Volksvertretung oder nur Scheinparlamente ohne Abwählbarkeit; mit einer Verachtung aller Menschenrechte und einer abhängigen Rechtsprechung —, dann sollten eigentlich in unserem Staate keine Zweifel an den Werten unserer Ordnung aufkommen. Sie sind schutzwürdig gegenüber jeder Bedrohung von innen und außen.

Leider geben uns die Religionsgemeinschaften nicht immer eine richtige und sachlich durchdachte Antwort auf unsere Fragen. Dies gilt ganz besonders für unsere evangelischen Kirchen. Evangelische Pastoren schaffen in unserer Gesellschaft auch noch dadurch Spannungen, daß sie Soldaten nicht in Uniform kirchlich trauen wollen. Sie geben hierfür Gewissensgründe an. Nach meiner Meinung werden diese Gründe jedoch zur Farce, wenn man sie einem Millionenpublikum vor der Fernsehkamera vorträgt. Sie gehören nicht dorthin. Man merkt die Absicht und ist verstimmt. Hier wird nicht das Evangelium — die Frohe Botschaft — verkündet, sondern Zwietracht und Unmut unter den Gläubigen entfacht. Das ist nicht die Aufgabe eines Menschen, der im Namen Jesu das Evangelium predigt. Der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Willi Weiskirch, vertritt hierzu die Meinung: „Die Uniform trennt den Soldaten so wenig von Gott, wie der Talar den Pfarrer seinem Gott nicht näher bringt.“

Kürzlich haben sogar führende Zeitungen und Zeitschriften die Bergpredigt ihren Lesern vorgestellt. Sie folgten damit einem aktuellen Modetrend, der — von vielen Theologen und Publizisten gefördert — im Matthäus-Evangelium 5/7 einen Text sieht, der die heutige „Friedensbewegung“ bestätigt. Diese Entwicklung wird in unserer Gesellschaft und in den Streitkräften aufmerksam verfolgt und diskutiert. Man muß jedoch zunächst eindeutig feststellen, daß die Bergpredigt keine Auswahl zur Selbstbedienung anbietet, indem

man sich bei den immer noch für unsere Ohren einladend klingenden Seligpreisungen wie in einer Boutique das gerade noch modisch Passende herausuchen kann. Man rechnet sich einmal zu den „nach Gerechtigkeit hungernden“, die die „bessere Gerechtigkeit“ — revolutionär natürlich — erstreben, und dann wieder zu den „Friedensmachern“, wobei man mit dem Anspruch auftritt, man könne — politischen — „Frieden schaffen ohne Waffen“. Besonders Tüchtige können sogar beides verbinden, indem sie für den Frieden demonstrieren und gleichzeitig „Waffen für San Salvador“ verlangen.

Die Bergpredigt ist keine Handlungsanweisung für die politische Führung. Politische Entscheidungen müssen vor Gott im Gewissen des einzelnen verantwortet werden. Sie müssen von ethischen Wertvorstellungen getragen sein. Hier setzt das Evangelium den Maßstab. Aber die Politiker — wie jeder Inhaber der weltlichen Macht — müssen sich zugleich an den von ihnen zu verantwortenden Folgen ihres Planens und Handelns orientieren. Sie tragen Verantwortung nicht nur für sich, sondern für das Gemeinwohl — den Staat und die Gesellschaft.

Dieser Verantwortungsethik kann sich kein Staatsdiener entziehen. Wenden wir dies konkret auf die Verteidigung an, so entwickelt sich die Lösung für uns alle aus dem Gedanken der Notwehr. Das Völkerrecht und die Satzung der UNO haben das Recht auf Selbstverteidigung bestätigt. Notwehr kann und muß jedem Staat zugebilligt werden, es sei denn, man verlangt von ihm die Selbstaufgabe. Hier stellt sich jedoch wieder das Problem der Atomwaffen. Sie haben der Problematik einer sinnvollen Verteidigung neue Dimensionen hinzugefügt. Ein Atomkrieg ist bis heute immer unwahrscheinlicher geworden, da die atomare Rüstung der beiden Großmächte UdSSR und USA bisher den Krieg verhindern konnte. Auch in Zukunft wird nur dieses Gleichgewicht den Einsatz von Atomwaffen unmöglich machen. Sie sind politische Waffen, dienen der Abschreckung und erhöhen die Chance, einen Krieg nicht führen zu müssen. Man sollte sich in unserer Gesellschaft nicht durch eine Propaganda erschrecken lassen, die einen Atomkrieg für möglich hält und derartige Ausführungen nur deshalb macht, um den Menschen in unserem Lande einfach Angst einzujagen. Angst ist immer ein schlechter Ratgeber, ganz besonders aber in der Politik. Hier möchte ich an ein Zitat von Professor Ernst Kux erinnern, das auf dem 16. Engadiner Kolloquium in der Schweiz 1985 ausgesprochen wurde. Er sagte damals: „Der eigentliche Zweck nuklearer Rüstung ist nicht die Massenvernichtung, sondern die Erzeugung von Massenhysterie.“ Dieser Aussage ist nichts hinzuzufügen, wenn man gewisse politische Strömungen in unserer Gesellschaft betrachtet.

Die katholische Kirche und die evangelischen Kirchen spielen jedoch nicht nur in unserer Gesellschaft eine Rolle. Sie tragen auch die Militärseelsorge in unseren Streitkräften. Die Militärseelsorge hat die Bundeswehr von Anfang an begleitet. Die Initiative hierzu ging vom Staat aus. Ausgangspunkt war das Grundrecht auf Glaubens- und Gewissensfreiheit sowie auf ungestörte Religionsausübung. Die Frage war, wie dieses Grundrecht auch in den Streitkräften lebendig gestaltet und gesichert werden konnte. Dies war auch in dem Zusammenhang von Streitkräften, Staat und Gesellschaft zu sehen. Zwischen dem Staat und der evangelischen Kirche gab es zu dieser Zeit keine gesetzlichen Vorschriften, die für

eine Militärseelsorge hätten herangezogen werden können. Die „Evangelische Militärkirchliche Dienstordnung für das Reichsheer und die Reichsmarine“ vom 28. Februar 1929, die nach einem Erlaß des Reichswehrministers vom 1. Oktober 1929 entsprechend auch für die katholische Militärseelsorge galt, war durch Artikel III des Kontrollratsgesetzes 34 außer Kraft gesetzt worden. Nach intensiven Beratungen innerhalb der evangelischen Landeskirchen faßte der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland am 13. März 1952 in Berlin-Spandau einen Beschluß, in welchem er „grundsätzlich dem Plan zustimmte, den Aufbau einer evangelischen Seelsorge in etwaigen deutschen (militärischen) Einheiten durch einen Vertrag zwischen Staat und Evangelischer Kirche in Deutschland zu regeln“. Die mehrjährigen Verhandlungen mit der evangelischen Kirche fanden schließlich ihren Abschluß im „Vertrag der Bundesrepublik Deutschland mit der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Regelung der evangelischen Militärseelsorge“, der am 22. Februar 1957 unterzeichnet wurde. Der Bundestag stimmte ihm mit dem „Gesetz über die Militärseelsorge“ vom 26. Juli 1957 zu. Er trat mit dem Austausch der Ratifikationsurkunden am 30. Juli 1957 — siehe BGBl. II, S. 1229 — in Kraft.

Die Grundlage für eine katholische Militärseelsorge waren nach wie vor der Artikel 27 des Reichskonkordats sowie die päpstlichen „Statuten für die katholische deutsche Militärseelsorge“ vom 19. September 1935, die im Benehmen mit der Bundesregierung dem geplanten Aufbau der künftigen Militärseelsorge angepaßt werden mußten. Nach Neufassung dieser Statuten — nunmehr „Statuten für die Seelsorge in der Deutschen Bundeswehr“ — fanden die Verhandlungen in einem Notenwechsel zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Heiligen Stuhl ihren Abschluß. In der Note des Auswärtigen Amtes vom 3. September 1965 heißt es u. a.: „Die Regierung der Bundesrepublik Deutschland wird auch weiterhin nach den Grundsätzen der Verfassung und im Rahmen der geltenden gesetzlichen Bestimmungen mit den notwendigen organisatorischen Maßnahmen und finanziellen Leistungen dafür sorgen, daß der Anspruch der Soldaten auf Seelsorge und ungestörte Religionsausübung erfüllt wird.“ Damit erfolgte die Gleichstellung der katholischen Militärseelsorge in organisatorischer und finanzieller Hinsicht mit der evangelischen Militärseelsorge.

In der ZDv 66/1, Militärseelsorge, Nr. 1 heißt es hierzu: „Die Militärseelsorge ist der von den Kirchen geleistete, vom Staat gewünschte und unterstützte Beitrag zur Sicherung der freien religiösen Betätigung in den Streitkräften. Sie stellt sich die Aufgabe, unter Wahrung der freiwilligen Entscheidung des einzelnen, das religiöse Leben zu wecken, zu festigen und zu vertiefen. Dadurch fördert sie zugleich die charakterlichen und sittlichen Werte in den Streitkräften und hilft die Verantwortung tragen, vor die der Soldat als Waffenträger gestellt ist. Militärseelsorge ist Teil der gesamten kirchlichen Arbeit, ausgerichtet auf die Besonderheiten des militärischen Dienstes. Ihren Auftrag erhält sie deshalb von den Kirchen. Ihre Träger, die Militargeistlichen, verwalten ein kirchliches Amt, auch wenn sie im staatlichen Bereich tätig sind.“

Ein besonderer Schwerpunkt ist hierbei u. a. der Lebenskundliche Unterricht durch den Militargeistlichen. Er ist im Zusammenhang mit der Gesamterziehung des Soldaten zu se-

hen und kein konfessioneller Religionsunterricht. Er behandelt sittliche Fragen, die für die Lebensführung des Menschen, seine Beziehung zur Umwelt und für die Ordnung des Zusammenlebens in jeder Gemeinschaft wesentlich sind. Er hat die Aufgabe, dem Soldaten Hilfen für sein tägliches Leben zu geben und damit einen Beitrag zur Förderung der sittlichen, geistigen und seelischen Kräfte zu leisten, die mehr noch als das fachliche Können den Wert des Soldaten ausmachen.

Ganz besonders soll der Lebenskundliche Unterricht dem einzelnen Soldaten die Verantwortung für seine Lebensführung klarmachen, ihn die Notwendigkeit von Selbstzucht und Maß erkennen lehren und sein Pflichtbewußtsein stärken. Er soll dem einzelnen die Quellen zeigen, die dem Leben Sinn geben und zur Ordnung hinführen. Nur so ist eine Gesellschaft in einem Staat lebenswert und verteidigungswürdig. In verschiedenen Fällen kann es zweckmäßig sein, in bestimmten Bereichen ein Teil des Lebenskundlichen Unterrichts in Form von Seminaren außerhalb der Truppenunterkunft durchzuführen. Regelungen dieser Art bedürfen jedoch der Absprache aller Beteiligten und der Genehmigung durch die vorgesetzten Dienststellen. Weiter sagt die ZDv 66/2, Nr. 16: „Der Lebenskundliche Unterricht wird um so eher seinen Zweck erfüllen, je mehr die Vorgesetzten seine Bedeutung erkannt haben, die sittlichen Werte, die er vermittelt, bejahen und dies im täglichen Leben beweisen. Von der Art und Weise, wie die Kommandeure ihre Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften an diesen Unterricht heranführen, wird der erzieherische Erfolg mitbestimmt: Erziehen heißt anleiten und fördern. Vorherrschend muß der Wille sein, zu helfen und zu ermutigen.“ Kommandeure, Dienststellenleiter und Einheitsführer sorgen im Rahmen ihrer Dienstobliegenheiten dafür, daß alle äußerlichen Vorbedingungen erfüllt sind, um den lebenskundlichen Unterricht sinnvoll und unter günstigen Bedingungen durchzuführen. Sorgfältige Einteilung der Unterrichtsgruppen nach Größe und Zusammensetzung und Einordnung des Unterrichts in den Dienstplan sind wesentlich für sein Gelingen. Bei Beginn der allgemeinen Grundausbildung oder von Lehrgängen und nach größerem personellen Wechsel innerhalb der Einheiten haben die Dienststellenleiter und Einheitsführer dem Soldaten Sinn und Wert des Unterrichts nahezubringen. Hierbei soll erreicht werden, die Bereitschaft zur freiwilligen Teilnahme an ihm zu wecken, die auf dem rechten Verständnis innerer Freiheit beruht und nichts mit der Gleichgültigkeit zu tun hat — ZDv 66/2, Abschnitt C. Der theologische Beitrag Lebenskundlicher Unterricht soll helfen, Antworten auf „Fragen nach den übergeordneten Zweck- und Sinnzusammenhängen“ zu finden. Denn „Erziehung und Ausbildung, vornehmlich aber Bildung, haben mit diesen Fragen zu tun“. Gerade in unseren Streitkräften kann man ihnen nicht ausweichen. So tragen die Kirchen auch mit ihrer Militärseelsorge dazu bei, die Stellung der Bundeswehr in Staat und Gesellschaft zu festigen und auch glaubhafter zu machen. In diesem Zusammenhang müssen auch die Aufgaben der Gemeinschaft Katholischer Soldaten — GKS — und dieser Zeitschrift gesehen werden. Weitere Einzelheiten an dieser Stelle über die Bedeutung und die Tätigkeit der GKS im Rahmen der Militärseelsorge aufzuzeigen hieße Eulen nach Athen tragen.

Ein herausragendes Symbol für die Integration der Bundeswehr in Staat und Gesellschaft

ist — last not least — der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages. Er wird nach Artikel 45b des Grundgesetzes berufen und hat — als besonderes Organ der parlamentarischen Kontrolle — über den Schutz der Grundrechte der Soldaten und die Beachtung der Grundsätze der Inneren Führung zu wachen. Durch sein Wirken hat er sich neben seiner Kontrollfunktion zum Anwalt der Soldaten in Bundestag und Öffentlichkeit entwickelt. Er ist Hilfsorgan des Bundestages bei der Ausübung der parlamentarischen Kontrolle der Streitkräfte. Er untersteht der Dienstaufsicht des Bundestagspräsidenten und unterrichtet den Bundestag über die Ergebnisse seiner Nachprüfungen. Seine Aufgaben und Rechte sind durch das Gesetz über den Wehrbeauftragten des Bundestages — WbG — vom 26. 6. 1957 — BGBl. I, Seite 652 und VMBL 1957 S. 403 — geregelt.

Der Wehrbeauftragte wird tätig im Rahmen pflichtgemäßen Ermessens, wenn ihm Umstände bekannt werden, die auf eine Verletzung von Grundrechten der Soldaten oder der Grundsätze über die Innere Führung schließen lassen. Er kann bestimmte Vorgänge prüfen, wenn er eine Weisung des Bundestages oder des Bundestagsausschusses für Verteidigung erhalten hat — § 2 WbG, Absatz 1 und 2. Um feststellen zu können, ob in den Streitkräften die Grundrechte der Soldaten und die Grundsätze über die Innere Führung geachtet werden, hat der Wehrbeauftragte im Verhältnis zur Truppe kraft Gesetzes das Recht, Truppenteile, Stäbe, Dienststellen und Einrichtungen der Streitkräfte jederzeit und ohne vorherige Anmeldung zu besuchen, alle zum Verband der Streitkräfte gehörenden Personen und Stellen um Auskunft zu ersuchen und die bei den Streitkräften geführten Akten einzusehen. Darüber hinaus hat jeder Soldat das Recht, sich unmittelbar ohne Einhaltung des Dienstweges mit Eingaben an den Wehrbeauftragten zu wenden. Auch er ist eine der Nahtstellen zwischen Staat, Gesellschaft und Bundeswehr. Durch ihre Jahresberichte, Anregungen und Vorschläge haben die Wehrbeauftragten in fast dreißig Jahren immer wieder neue Impulse für die Ausgestaltung und Weiterentwicklung der Inneren Führung gegeben. Der Soldat in unseren Streitkräften kann sicher sein, daß er unter den heutigen Bedingungen dem Frieden mehr dient, wenn er sich fest entschlossen und ganz professionell auf das Äußerste vorbereitet. Wenn der Verteidigungsfall eintritt, muß er jederzeit bereit sein, für Staat und Gesellschaft zu kämpfen. Die parlamentarische Mehrheit des Deutschen Bundestages beschloß — Wehrpflichtgesetz vom 8. Dezember 1972 —, zur Sicherung des Friedens in Europa Streitkräfte innerhalb unseres freiheitlichen und demokratischen Rechtsstaates aufzustellen. Das war eine demokratisch legitimierte Entscheidung unserer Volksvertretung, die Anspruch auf Gehorsam und gesetzliche Durchführung hat. Nur der Soldat schützt mit der Waffe in der Hand den Anspruch auf Wehrdienstverweigerung und die Durchführung des Zivildienstes. Stets muß jedoch die Tatsache festgehalten werden, daß der alltägliche Ernstfall für unsere Streitkräfte die Sicherung des Friedens ist. Das Vertrauen, das die Bevölkerung der Politik im ganzen entgegenbringt, prägt auch das Ansehen und Lebensgefühl unserer Soldaten. Die Verantwortung unserer politischen Führung besteht darin, den Frieden zu erhalten und bewahren. Uns allen ist jedoch aufgegeben, den Frieden zu sichern. Die Bundesrepublik Deutschland — Staat und Gesellschaft — sieht in den Streitkräften, im Atlantischen Bündnis und in der Partnerschaft mit

den Vereinigten Staaten von Amerika das Fundament ihrer friedenserhaltenden Sicherheitspolitik. Die in der NATO verbündeten freien Staaten dieser Welt stellen dem ideologisch gestützten politischen Machtanspruch der UdSSR ihren Anspruch auf Frieden in Recht und Freiheit entgegen. Auf lange Sicht ist Frieden nur durch die Anerkennung des Rechts und der Menschenwürde zu wahren. Daher ist das Bemühen um Entspannung und Frieden in erster Linie ein geistig-politischer Kampf um die Anerkennung des Rechts überhaupt. Die freien Staaten der Welt haben es in der Hand, die Idee der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechts der Völker gegenüber dem Totalitarismus in jeder Form durchzusetzen. Die Bundeswehr kann maßgeblich mit dazu beitragen, die Voraussetzungen für eine Friedenspolitik zu schaffen. Wir alle brauchen unsere Streitkräfte, um auch weiterhin in Frieden und Freiheit leben und arbeiten zu können. Ihre Einbindung in Staat und Gesellschaft war und ist eine bedeutende historische Tat, die uns immer wieder vor neue Aufgaben stellt und alle Demokraten fordert. Hierzu sagte der Kanzlerkandidat der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Johannes Rau, am 12. November 1985 in Düsseldorf: „Wir Deutschen haben eine schwere Geschichte hinter uns, auch was unsere Militärgeschichte angeht. Aber wir haben noch nie eine Armee gehabt, die so fest verbunden war mit den demokratischen Grundsätzen und den demokratischen Tugenden, wie wir das gegenwärtig haben.“

In Westeuropa müssen wir alle immer verteidigungsbereit sein. Papst Johannes Paul II. sagte dazu in seiner Friedensbotschaft zu Beginn des Jahres 1982: „Der Christ weiß, daß Angriffslust, Hegemoniestreben und Manipulationsabsicht im Herzen des Menschen schlummern und manchmal sogar ihre Intentionen beeinflussen trotz eventueller Erklärungen und Bekundungen pazifistischer Art. Er weiß ebenso, daß eine völlig und für immer friedliche Gesellschaft auf Erden leider eine Utopie ist und daß die Ideologien, die diese anpreisen, verständlicherweise unerfüllbare Hoffnungen nähren, ja, daß diese trügerischen Hoffnungen gradlinig zum Pseudofrieden der totalitären Regime führen.“ Der Schweizer Theologe Karl Barth sagte nach 1945 über einen 1938 von ihm geschriebenen Brief: „Den Frieden um jeden Preis, den die Welt und auch die Kirchen damals — 1938 — haben wollten, war eine tief unmenschliche aber auch tief unchristliche Angelegenheit, was ich damals zu ‚schreiben‘ versuchte. Viel Unmenschliches und Unchristliches, was nachher geschah, hätte damals, wenn die Staatsordnung im Westen rechtzeitig verteidigt worden wäre, verhältnismäßig schmerzlos, vielleicht sogar ohne Blutvergießen, einfach durch den Beweis bewaffneter Festigkeit verhindert werden können.“ Diese Worte sollten wir alle — in Staat und Gesellschaft — gerade in der heutigen Situation niemals vergessen.

Weltfriedenskongreß in Kopenhagen: eine Weltfriedensfarce?

Oliver Beste**

Im internationalen Messezentrum Bella Center in Kopenhagen veranstaltete der Weltfriedensrat fünf Tage lang (15.—19. Oktober) einen hervorragend durchorganisierten „Weltkongreß des UNO-Friedensjahres“. Edward Kennedy, Perez de Cuellar, Rajiv Gandhi und Willy Brandt sandten ihre herzlichen Geleitgrüße.

Von Bangladesch bis Palästina reisten Vertreter aus 133 Ländern an, um „frei und offen Diskussionen zur aktuellen Lage der Welt durchzuführen“ — so der 91jährige Hermod Lannung, dänischer Radikalliberaler und Galionsfigur des Kongresses, in seiner Eröffnungsrede. Besonders betonte er: „Es gibt keine Tabus auf unserem Kongreß.“

Doch nicht Diskussionsstimmung, sondern Meinungsharmonie schlug dem Beobachter in den Dialogforen „Atomwaffenfreie Zonen“, „Militarisierung des Weltraums“, „Kernwaffenstopp“ etc. entgegen. Abgesehen von kleineren, verständlichen Differenzen zwischen Iranern und Irakern oder der KP Marokkos und der Polisario, waren sich die 2500 Delegierten des Kongresses einig über „die Gefährlichkeit des Star-War-Programms“, über „den amerikanischen Imperialismus in aller Welt“, die von den US-Mittel-Streichungen ausgelöste „dramatische Lage der UNO“, die anhand amerikanischer Strahlenopfer dokumentierte „Notwendigkeit schnellster Abschaffung aller Atomwaffen“ usw.

Zum Thema „Kirche und Frieden“ erntete der orthodoxe Bischof Pankrat II. mit seinem Bericht über die „Friedensaktivitäten der bulgarischen Kirche“ ebensoviel Applaus wie der untersetzte Herr mit Golduhr und Brille, der sich als Vertreter der Friedensbewegung der DDR vorstellte und zu den „vorbildlichen Entwicklungshilfeleistungen“ seines Landes äußerte.

Dem Exilafghanen Bantishah Safi war die direkte Anmeldung zum Friedenskongreß verweigert worden. Doch gelang es ihm, als Mitglied der holländischen „Pax Christi“-Bewegung eingeschleust zu werden. In einem der vielen Tagungsräume wollte er die „sowjetische Besetzung“ seines Landes zur Sprache bringen. Die deutsche Simultandolmetscherin lehnte die Übersetzung mit dem Kommentar ab, Safi spräche nicht zum Thema.

Kiloweise boten nationale Stände in den Messehallen Poster, Aufkleber, Anstecker und Lesematerial vom Bericht über die „grausamen CIA-Aktivitäten in Afghanistan“ bis zum „Grünen Buch“ Ghadafis an. Alles wurde geboten: Jugendclub, Gewerkschaftliches Forum, Künstlerforum, Forum der Religionen, Interessengruppen aller Berufssparten und sogar ein Frauenzentrum, auch wenn es etwas verwunderte, daß dort Inderinnen, die ihr Kastenzeichen auf der Stirn trugen, für Gleichberechtigung plädierten.

Ebenfalls überraschte den Beobachter das mondäne Buffet zu Ehren des Friedenskongresses: Bei Kaviar, Lachs und Pralinen verdauten die Delegierten die Themen des Tages.

Lud die DDR-Delegation die Vertreter „West-Berlins“ und die der „BRD“ tags darauf zu einem innerdeutschen Buffet ein, so wurde bisher gemeinsam geleistete Friedensarbeit gelobt und zu weiteren Anstrengungen im „Kampf für den Frieden“ aufgerufen.

So nahm der Weltfriedenskongreß seinen Lauf, bis er am 19. Oktober in der Schlußversammlung neben seinem offiziellen einen ungewollten dramatischen Höhepunkt fand:

Im von 2500 Teilnehmern, Ordnern, Journalisten, Pressefotografen und Fernsehkameras gefüllten Plenarsaal präsierte der welterfahrene Hermod Lannung, flankiert von Delegationsvorsitzenden aus Dänemark, den USA, der Sowjetunion und Indien. Als ein junger Nicaraguaner gerade zur Lösung der brennenden Weltprobleme aufrief: „Befreit Mittelamerika!“, „Stürzt das Apartheids-Regime in Südafrika!“ ... und dabei wieder Afghanistan ausließ, stürmten plötzlich sechs junge Männer laut rufend auf das Podium zu und gaben sich als Exil-Afghanen zu erkennen. Sofort hatten die Saalschützer sie umringt und versuchten sie aus der Versammlung zu entfernen. Doch in diesem Augenblick sprangen junge Schweden, Dänen, Westdeutsche, Briten, Exil-Russen und Belgier zu einer vorher abgesprochenen Protestaktion von ihren Sitzen auf: Sie liefen nach vorn auf das Podium und hielten entfaltete Poster mit mahnenden Kreuzen und der Aufschrift „Afghanistan“ in die Höhe. Herbeigeeilte Ordner rissen ihnen die Poster aus den Händen und drückten und stießen die nun „Free Afghanistan“ rufenden Demonstranten nach unten. Die Delegierten antworteten im Chor: „Go home, CIA!“ Trotz surrender Kameras und anwesender Presse griffen die Saalschützer immer härter zu; ein Mädchen wurde hinterrücks heruntergestoßen. Sie erlitt Verletzungen, mit denen sie später ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Am schlimmsten wurde es dort, wo keine Kameras das Geschehen bezeugten: Als die Protestler einzeln nach draußen durch die Gänge des Saals gestoßen wurden, traten, schlugen und bespuckten wutentbrannte Friedensdelegierte die Demonstranten, die selbst zum Teil offizielle Delegierte des Kongresses waren.

Später erklärte der Kongreß-Präsident Hermod Lannung in seiner Abschlusßrede, das Treffen habe aller Kritiker Lügen gestraft, die ihm eine einseitige Ausrichtung zugunsten der Sowjetunion vorgeworfen hätten.

Ein denkwürdiger Abschluß eines Weltfriedenskongresses. 1949 kam es unter dem noch frischen Eindruck der Tragödie des Zweiten Weltkrieges zum ersten Kongreß dieser Art in Paris und Prag. Von der Erkenntnis, wie gut sich Friedensformeln für Propagandazwecke mißbrauchen lassen, bis zur Gründung des Weltfriedensrates, der dann in loser Folge weitere Friedenskongresse ins Leben rief, war kein weiter Weg. Dieses Instrumentarium blieb eine Domäne östlicher Beeinflussung mit dem Anspruch, ein Motor der internationalen Friedensbewegung zu sein. Mit Kopenhagen sollte nun endlich wieder ein Kongreß in einem NATO-Land stattfinden, um im Westen für Resonanz zu sorgen. Die meisten demokratischen Parteien distanzierten sich, die FRANKFURTER RUND-SCHAU schrieb, nur „die eine Hälfte der Friedensbewegung“ sei vertreten.

Trotzdem befanden sich unter den westdeutschen Teilnehmern neben vielen DKP-Mitgliedern auch Delegierte der „Jungdemokraten“, der „Vereinigten Deutschen Studentenschaft“, vom „Christlichen Verein Junger Männer“, von „Aktion Sühnezeichen“, vom AFS-Austauschprogramm, ja sogar ein West-Berliner Pfarrer. Wird man sich vor diesem Hintergrund bewußt, daß es dem gesteuerten Teil immer wieder gelingt, organisatori-

schen und thematischen Einfluß auf die gesamte Friedensbewegung zu nehmen, so bleibt dem Einzelnen die Verantwortung, Idealisten davor zu schützen, ahnungslos zu Werkzeugen Dritter zu werden.

Das Geschehen in Kopenhagen war eine Weltfriedensfarce! !

DPA

20.10.86

Der „Weltkongreß des Internationalen Friedensjahres“ ist gestern in Kopenhagen mit einem Tumult bei der Abschlußveranstaltung zu Ende gegangen. Zu den Auseinandersetzungen kam es, als 50 Demonstranten die Bühne stürmten und Parolen gegen die sowjetische Besetzung Afghanistans riefen.

FRANKFURTER RUNDSCHAU

20.10.86

Für Beobachter Uli Fischer, MdB der Grünen, ist klar, daß der Kongreß trotzdem negativ zu beurteilen ist: Er gibt der offiziellen „Friedensbewegung“ der „realsozialistischen Länder“ die Möglichkeit, sich mit ihrem „Dialog“ mit Vertretern aus 133 Ländern zu brüsten, noch dazu in einem NATO-Land, was den inoffiziellen Friedensgruppen im Osten das Leben nur noch saurer machen muß.

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

21.10.86

Der „Weltkongreß des Internationalen Friedensjahres“ ist am Sonntag in Kopenhagen mit einem Tumult bei der Schlußveranstaltung zu Ende gegangen. Zu den Auseinandersetzungen kam es, als 50 Demonstranten die Bühne stürmten und Parolen gegen die sowjetische Besetzung Afghanistans skandierten. Nach einem Handgemenge mit Sicherheitsposten und Konferenzteilnehmern wurden die Demonstranten von*) der Bühne geholt.

*) (hier steht: „von der Polizei“, was unwahr ist)

**) nach dem Wehrdienst Student

Um den Menschen

Anonyme Vaterschaft und Leihmütter

Ist alles Menschenmögliche auch menschenwürdig?

Siegfried Granrath

„Seid fruchtbar und mehret euch, füllet die Erde und machet sie untertan und herrscht über des Meeres Fische, die Vögel des Himmels und über alles Getier, das sich auf Erden regt!“ (Genesis 1,28)

Seit Menschengedenken hat es Forschung und Wissenschaft gegeben, Forschungsergebnisse der Medizin haben immer große Diskussionen hervorgerufen. „Das Heilen steht im Mittelpunkt der Medizin. Mag die medizinische Forschung sich auch immer weiter ausbreiten, die Medizin ist stets in erster Linie Heilkunde. Ohne den Wert der ärztlichen Tätigkeit schmälern zu wollen, muß eindeutig festgestellt werden, daß der Arzt die Heilung nur anregen, unterstützen oder ermöglichen kann. Die Heilung selbst vollbringen die natürlichen Heilkräfte, die in jedem lebenden Organismus wirken. Die Natur heilt, der Arzt behandelt — diese uralte Einsicht wird angesichts der Triumphe der modernen Medizin oft vergessen“. Leihmutter und anonyme Vaterschaft sind aus den Triumphen der Medizin entstanden, denn mit den Erfolgen der künstlichen Befruchtung waren sie erst möglich.

Zukunftsvisionen

Seit Jahren schon geistern Meldungen durch die Presse, die daran zweifeln lassen, ob die so vollmundig zitierte Menschenwürde unserer Gesellschaft ein ernstes Anliegen ist. Der „Stern“ griff das Problem der künstlichen Befruchtung auf. Daß den Reportern bei den Recherchen Aldous Huxleys „Schöne neue Welt“ in den Sinn kam, ist nicht weiter verwunderlich. Vergleicht man einige Passagen mit der ddp-Meldung über die Samenbank Robert Grahams in Kalifornien, fällt es schwer, einen Unterschied zur Horrervision Huxleys zu finden: „Graham legt den Damen einen Katalog vor. Darin ist das Gewicht, die Größe, das Alter, der Intelligenzquotient, Charaktereigenschaften, Augen- und Haarfarbe...“ angegeben. Zutreffend heißt es im „Stern“: „Nicht nur Gesetzgeber und Juristen hinken hinter der Entwicklung her — wir alle sind nicht auf eine Zukunft vorbereitet, in der Kinder aus der Tiefkühltruhe bestellt und Erbanlagen manipuliert werden können.“

Vater und Mutter

Unsere Gesellschaft stellt die Ehe und Familie unter den besonderen Schutz der staatlichen Ordnung (vgl. GG Art. 6). Weiterhin werden den Eltern „natürliche Rechte“ eingeräumt, den Kindern ehelicher Abstammung — aber auch unehelichen Kindern — wird der Schutz der Gesellschaft zugesagt.

Lange Jahrhunderte hindurch hatte die Frau in der menschlichen Gesellschaft dem Mann gegenüber eine untergeordnete Stellung. Das Grundgesetz bestimmt nun: „Männer und

Frauen sind gleichberechtigt. . . Niemand darf wegen seines Geschlechtes. . . benachteiligt oder bevorzugt werden“ (GG Art. 3 Abs. 2).

Es könnte notwendig werden, Unterscheidungen deutlich zu machen: *Mutterschaft* ist von nun an ein weniger eindeutiger Begriff als *Vaterschaft*; denn man wird wohl unterscheiden müssen zwischen einer biologischen Mutterschaft im Sinne der Abstammungs- und Erb- lehre und einer physiologischen Mutterschaft.

Bei *Vaterschaft* ist diese Unterscheidung undenkbar, denn gleich auf welche Weise ein Mann irgendeiner Frau zur Mutterschaft verhilft, es ist biologisch eindeutig sein Kind, das da heranwächst.

Ethisch-moralische Grundlage der Elternschaft

Von der Natur her ist die Ehe als eine personale Lebensgemeinschaft auf Dauer angelegt. Dies besonders auch deshalb, um eine angemessene Fürsorge und Erziehung der Kinder in einer Familiengemeinschaft zu garantieren. Aus diesem natürlichen Verständnis ergeben sich folgende Rechte:

- Recht auf Leben und Gründung einer Familie,
- Recht auf Pflege und Erziehung der Kinder und
- Recht auf Übernahme von Verantwortung für das Kind.

Die Wahrnehmung der Rechte der Eltern aus christlichem Wertverständnis wird ausdrücklich gefordert, da damit die Lebensweise einer aus natürlichen Rechten begründete Ehe- und Lebensgemeinschaft erhöht wird zu einem beständigen Bund dauerhafter, tragfähiger Solidargemeinschaft in Freud und Leid.

Eingriff in den Schöpfungsvorgang

Beim 88. Deutschen Ärztetag im Mai 1985 wurde durch die Delegierten eine Richtlinie zur extrakorporalen Befruchtung und zum Embryotransfer verabschiedet. Engagierte Fürsprecherin der Richtlinien war auch die Präsidentin der gastgebenden Ärztekammer Schleswig-Holstein, die Lübecker Frauenärztin Ingeborg Retzlaff. Sie skizzierte die völlig neue Situation ärztlichen Handelns, das im Gegensatz zur herkömmlichen Medizin, in der wir sekundär reaktiv tätig sind, erstmals primär kreativ ist: „Der Arzt greift als „handelnder Dritter“ in den originären Schöpfungsvorgang ein. Da ohne ärztliches Einwirken ein durch extrakorporale Befruchtung erzeugter Mensch nicht entstehen könnte, haben wir Ärzte diesem Leben gegenüber eine hohe Verantwortung und müssen das Wohl des erhofften Kindes in besonderem Ausmaß bedenken.“

Diese Aussage ruft Verwunderung hervor, denn in diesem Fall wäre es ein Eingriff in den Schöpfungsvorgang, was ist aber der Schwangerschaftsabbruch? „Unsere moderne Gesellschaft treibt seltsame Blüten. Auf der einen Seite werden über 300000 Kinder abgetrieben. Auf der anderen Seite müssen wir Erscheinungen wie Kinderimporte aus der Dritten

Welt, Samenspende, Leihmütter beobachten. Das sind völlig neue Probleme...“ Aber bedenken sollte man immer, daß es bei allen Diskussionen um das *Kind* geht. Man mag den Wunsch eines Ehepaares nach eigenen Kindern verstehen, man muß allerdings diesen Wunsch nicht als ein „Recht auf ein Kind“ interpretieren.

Angst vor Experimenten

Sowohl die Ethikkommissionen als auch der 88. Deutsche Ärztetag lehnen Experimente am „Leben“ ab. Wer aber kontrolliert die Labors? Welcher Forscher unterzieht sich dem Zwang zu sagen: Bis hierhin und nicht weiter!? Droht nach der Pflanzenzucht und der Tierzucht jetzt die Menschenzucht? Der Gedanke kann Ängste einflößen. Die Verpflanzung des Gens für das Wachstumshormon einer Ratte in die befruchtete Eizelle einer Maus läßt eine Riesenmaus mit supergroßen Mausjungten entstehen. Was bei Säugetieren möglich ist, muß auch für die Menschen anwendbar sein. Sind das nur Alpträume? Ist Wissenschaft ein Spiel ohne Grenzen? Das magische Wort heißt „Gen-Manipulation“ — auf das ich später noch einmal zurückkomme — was wird noch alles auf uns zukommen?

Der bekannte Zukunftsforscher Prof. Robert Jungk gibt hierzu folgende Antwort: „Ich meine, daß die moderne Medizin auf eine andere Weise noch verderblicher ist als die Atomkraft, weil sie den Menschen zwar nicht vernichtet, aber — was viel schlimmer ist — entstellen kann. Meine Befürchtung ist, daß absichtlich oder unabsichtlich Monster geschaffen werden, zum Beispiel unintelligente Arbeitssklaven, die keine Lohnforderungen stellen, oder aber Übermenschen machbar werden, bei denen bestimmte brauchbare Fähigkeiten überentwickelt wurden. Es wäre sogar denkbar, daß Monstren ‚gemacht‘ werden, Mischungen aus Mensch und Tier, Wesen, die wir gar nicht mehr als Geschöpfe Gottes erkennen können. Wenn der Mensch sich an die Stelle des Schöpfers setzt, dann wird es wirklich gefährlich.“

Mitverantwortung und Schuld

Die Charakterisierung von Gemeinschaft und Gesellschaft ist für diese Themenstellung von außerordentlicher Bedeutung. Denn wirken sich diese neu entstandenen Problemfelder nicht auch — oder vielmehr — auf die Gemeinschaft aus, zu der in erster Linie die Familie zählt? Selbst der einzelne Mensch hat Mitverantwortung für die Gemeinschaft, die wiederum die Mitverantwortung der Gesellschaft trägt.

Wer aber fühlt sich mitverantwortlich, oder wer glaubt wem die Schuld für diese Entwicklung zuweisen zu können? Die Äußerung „Nicht ich, sondern die Gesellschaft ist schuld“ ist für den soziologisch Gebildeten erst einmal verdächtig: Vielleicht will sich hier jemand herausreden, indem er ein Wort zu einer Gewalt, zu einer Art Gott aufbaut und hochstilisiert. Wer ist, würde man genauer nachfragen, mit dem Schlagwort „Gesellschaft“ in diesem Satz gemeint? Dann käme man fort vom Schlagwort und hin zu vorhandenen Menschengruppen, deren Schuld man nun allerdings genauer nachprüfen kann. Die Gesellschaft besteht aus handelnden Menschen.

Genmanipulation

Das Vorhaben, in die Erbanlagen eines menschlichen Embryos einzugreifen, um Veränderungen „ab ovo“ zu erzielen, ist keine vorhersehbare, kalkulierbare Schadensbehebung, sondern ein unkalkulierbares Experimentieren an menschlichem Leben.

Der erste Schritt einer Regelung wurde durch die „Benda-Kommission“ aufgezeigt. Man sollte jedoch ein striktes Verbot fordern, denn selbst die Ärzte haben erhebliche Bedenken:

Gentechnologische Manipulation und verbrauchende Experimente an menschlichen Ei- und Samenzellen sind abzulehnen! Wie aber soll die Kontrolle der Laboratorien, der „Hexenküchen“ erfolgen? Eine nur auf gesetzlicher Basis aufbauende Regelung wird keine Abhilfe schaffen, es müssen die Wertbegriffe überprüft werden.

Ethisch-moralische Wertbegriffe

Bevor die juristisch-medizinischen Auswirkungen in geordnete Bahnen gelenkt werden können, müssen die Wertbegriffe der Zeugung, der Geburt und des Lebens neu überdacht werden. Die ersten Schritte sind beim 88. Deutschen Ärztetag und durch die „Benda-Kommission“ gemacht worden. Die größte Hoffnung wurde auf die von der Bundesregierung eingesetzte „Benda-Kommission“ gesetzt, denn nach ihren Empfehlungen will die Bundesregierung die maßgebenden Gesetze ändern.

Mit „strafbewehrten Verboten“ aber halten sich die Sachverständigen zurück. Ihre Empfehlungen in Sachen Genom-Analyse, Gen-Transfer oder „Klonen“ sind: Die Regierung möge erst einmal abwarten, auf bestehende Gesetze pochen und die „weitere Entwicklung“ möglichst aufmerksam verfolgen.¹⁴⁾ Ähnlich inhaltlich klingen auch die anderen Empfehlungen zur In-vitro-Fertilisation. Wesentlich eindeutiger und richtungsweisender äußerten sich die deutschen Bischöfe auf ihrer Herbst-Vollversammlung im September 1985:

1. Der dringliche Kinderwunsch einer immer größeren Zahl von Ehepaaren, denen mit den Mitteln der klassischen Sterilitätsbehandlung nicht geholfen werden kann, fordert alle Bemühungen der medizinischen Wissenschaft und der klinischen Praxis.
2. In folgenden Fällen und Situationen ist jedoch die Anwendung der extrakorporalen Befruchtung auf keinen Fall sittlich zulässig:
 - bei alleinstehenden Frauen,
 - bei nicht verheirateten Paaren,
 - bei Beteiligung eines Dritten „Samenspender“ außerhalb der Ehe (heterologe Insemination), eventuell unter Inanspruchnahme von sogenannten Samenbanken,
 - Inanspruchnahme von „Leihmutterschaft“.
3. In diesem Zusammenhang erinnern wir an die schon öfter von uns wiederholte Lehre, daß der Embryo von Anfang an ein menschliches Subjekt ist und deshalb eines uneingeschränkten Schutzes bedarf.

4. Außerordentlich schwierig ist die Beurteilung einer extrakorporalen Befruchtung bei Ehepaaren (homologe Insemination). Aus folgenden Gründen legt sich äußerste Zurückhaltung auf:
 - Das Auseinandertreten von ehelicher Vereinigung und Zeugungsakt gefährdet die leibliche Gestalt der ehelichen Liebe (vgl. die Äußerungen des ordentlichen päpstlichen Lehramtes seit Papst Pius XII.).
 - Der Notwendigkeit, alle befruchteten Eizellen (Embryonen) „zurückzusetzen“, wird nach den uns vorliegenden Erkenntnissen nicht befriedigend Rechnung getragen.
 - Einer experimentellen Forschung mit Embryonen, die menschliches Leben „verbraucht“, kann — auch im Zusammenhang der Therapie — nicht zugestimmt werden.
5. Kinder sind nicht nur um der Wünsche ihrer Eltern willen da. Deshalb ist es notwendig, stärker als bisher vom Kind und von der Verantwortung für seine Zukunft auszugehen.
6. Kinder verdanken ihr Dasein ihren Eltern. Aber sie sind nicht ein Produkt ihrer Planung. Auch bei verantworteter Elternschaft sind sie stets ein Geschenk der wechselseitigen Liebe der Ehepartner und des Schöpfergottes.

Schlußbetrachtung

„Daß Staat und Politik aufgerufen sind, Grenzen festzulegen, die einerseits den Fortschritt nicht behindern, aber andererseits die Gefahren, die aus dem Tun der Forscher erwachsen könnten, einzudämmen. Auch wenn im gleichen Atemzug verlangt wird, die Freiheit der Forschung nicht einzuschränken, wird man ernsthaft über diese Forschung diskutieren müssen.“

Alle Beteiligten müssen an dieser Grundsatzdiskussion teilhaben; von den Ergebnissen erwartet jeder etwas — der Staat, die Gesellschaft und ebenso die Familie. Jeder muß selbstverständlich etwas einbringen, hierzu gehören die Parteien, Verbände, Gruppen und Religionen und insbesondere die betroffenen Ehepaare. Die Angst muß vermindert, wenn nicht sogar abgebaut werden, auszusprechen, was in die Intimsphäre der Eheleute hineinreicht; hierzu kann gehören:

- Liebe und Ehrfurcht vor dem Leben in allen seinen Manifestationen zu empfinden und sich bewußt sein, daß weder Dinge noch Macht, noch alles Tote heilig sind, sondern das Leben und alles, was dessen Wachstum fördert,
- bestrebt zu sein, die eigene Liebesfähigkeit sowie die Fähigkeit zu kritischem und unsentimentalem Denken zu entwickeln, und
- sich eins zu fühlen mit allem Lebendigen und daher das Ziel aufzugeben, die Natur zu erobern, zu unterwerfen, sie auszubeuten, zu vergewaltigen und zu zerstören und stattdessen zu versuchen, sie zu verstehen und mit ihr zu kooperieren.

„Gehen Sie doch wieder einmal in die Säuglingsabteilung eines unserer traditionellen Spitäler! Friert es Sie nicht beim Anblick dieser Säuglingsbatterien hinter Glas, schalldicht, steril (sogenannt hygienisch), künstlich beleuchtet, künstlich belüftet, Fütterung nach Spitaluhr und nicht nach Hunger und Durst, Säubern nach Norm und nicht nach Physiologie, Mutterkontakt nach Fahrplan und nicht nach Liebe“. Sollen jetzt vielleicht künstliche Befruchtungsanstalten, sterile Geburtsmaschinen, genorientierte Züchtungen durch Leihmütter und anonyme Väter folgen?

Das Trauma des Holocaust

Lothar Groppe

Nach dem schweren Schicksal Elie Wiesels ist es begreiflich, daß er den Mord von Millionen unschuldiger Menschen als Trauma in sich trägt. Freilich erscheint es kaum verständlich, wie er, der sich nach dem Überleben des Holocaust in zahlreichen Büchern mit den Henkern und ihren Opfern befaßt, anläßlich der Verleihung der Goldenen Medaille des amerikanischen Kongresses sagen konnte: „Die führenden Persönlichkeiten der freien Welt wußten um alles und taten nichts — nichts, um vor allem jüdische Kinder vor dem Tode zu bewahren.“ Sollte Elie Wiesel wirklich nicht wissen, daß sich — alle anderen Institutionen weit übertreffend — die katholische Kirche auf Weisung Papst Pius XII. jahrelang bemüht hat, zahlreichen Juden zu helfen? Der jüdische Theologe und Historiker Pinchas E. Lapide, der auch hierzulande wohlbekannt ist, veröffentlichte bereits 1967 ein Buch, das weltweite Beachtung fand: „Rom und die Juden“. Es ist keineswegs eine Liebeserklärung an die katholische Kirche. Lapide spart nicht mit herber Kritik das Verhalten der katholischen Kirche gegenüber den Juden im Lauf der Geschichte. Aber er hat den Willen zur unbestechlichen Gerechtigkeit und stellt in seinem Werk fest:

„Die katholische Kirche ermöglichte unter dem Pontifikat von Pius XII. die Rettung von 700 000, wahrscheinlich sogar von 860 000 Juden vor dem gewissen Tod von den Händen der Nationalsozialisten. Es war, als ob dieser Kreuzzug der Hilfe den Sinn hatte, teilweise Buße für die gehässigen Lehren der Vergangenheit zu leisten. Diese Zahlen, so klein sie auch im Vergleich zu unseren sechs Millionen Märtyrern sind, deren Schicksal jenseits jedes Trostes liegt, übersteigt bei weitem die der von allen anderen Kirchen, religiösen Einrichtungen und Hilfsorganisationen zusammengenommen. Überdies steht sie in auffallendem Kontrast zu dem unverzeihlichen Zögern und heuchlerischen Lippendienst von Organisationen außerhalb von Hitlers Einfluß, die zweifellos über weit größere Möglichkeiten verfügten, Juden zu retten, solange noch Zeit dazu war: Das Internationale Rote Kreuz und die westlichen Demokratien.“¹⁾

Zum Buch Lapidés schrieb „The Jewish Chronicle“, London: „Hier handelt es sich nicht um eine Reinwaschung, sondern um eine wesentliche Berichtigung zum ‚Stellvertreter‘ von Hochhuth... Lapidés Beweisführung zu dieser Rechnung scheint mir schlüssig... Hätten denn Papst Pius XII. und seine Kirche überhaupt mehr tun können?“ Und „The

Jewish Observer and Middle East Review“, London, urteilte: „Eine Tatsache verdient besonders hervorgehoben zu werden: daß diese Verteidigung Papst Pius XII. aus der Feder eines Juden aus Israel kam, der Bürger eines Landes ist, das noch nicht vom Vatikan anerkannt wurde. . . . Das Buch ist unvoreingenommen. Das Für und Wider wird voll und ganz entfaltet und diskutiert.“

Begreiflicherweise erschüttert stets am meisten das Unglück von Kindern, weil sie besonders hilflos sind. Aber gerade jüdische Kinder suchten Priester und Bischöfe zu retten. So versteckte Erzbischof Andreas Szeptyckij von Lemberg in seiner Kathedrale 15 jüdische Kinder und 6 Erwachsene. 28 andere versteckte er in Mönchskutten im Basileuskloster. Auf seinen Befehl wurden 156 Juden, vorwiegend Kinder, in Klöstern der Studiten versteckt. Immerhin stand die Todesstrafe auf das Verstecken von Juden.²⁾ Nachdem sich die Bermudakonferenz, die sich im Mai 1943 mit Flüchtlingsproblemen befaßte, gescheitert war, weil das US-Außenministerium mit stillschweigender Billigung von Präsident Roosevelt die Bemühungen des Kongresses um Hilfe für jüdische Flüchtlinge vereitelt hatte, stellte Nuntius Roncalli, der spätere Papst Johannes XXIII., Tausende von Taufscheinen für die zum Untergang verurteilten Juden zur Verfügung, ohne irgendwelche Bedingungen daran zu knüpfen. Dabei wurde kein einziger Jude getauft.³⁾ Ich selbst traf 1982 im Berliner Gertraudenkrankenhaus die Jüdin L. W., die 1938 vom Bischof von Münster, Graf von Galen, einen Taufschein erhalten hatte, der es ihr ermöglichte, auszuwandern.

Am 22. April 1945 berichtete Moshe Sharett, später erster Außenminister, dann zweiter Ministerpräsident Israels, über seine Begegnung mit Pius XII., die wenige Tage zuvor stattgefunden hatte. Er erklärte dem Papst, daß es seine erste Pflicht sei, „ihm und durch ihn der katholischen Kirche im Namen der jüdischen Öffentlichkeit für all das zu danken, was die Kirche in den verschiedenen Ländern getan habe, um Juden zu helfen und Kinder und Juden im allgemeinen zu retten. . . . Wir sind der katholischen Kirche tief dankbar für das, was sie in jenen Ländern getan hat, um zu helfen, daß unsere Brüder gerettet werden konnten.“⁴⁾

Im Jahr 1957 machte Pinchas E. Lapide in seiner damaligen Eigenschaft als israelischer Konsul Kardinal Roncalli einen offiziellen Besuch, um im Auftrag der israelischen Regierung die tiefe Dankbarkeit für seine unschätzbare Hilfe bei der Rettung Tausender von Juden auf dem ganzen Balkan und in der Türkei während des Krieges auszudrücken. Roncalli ließ ihn nicht aussprechen: „In all diesen schmerzlichen Dingen habe ich mich an den Hl. Stuhl gewendet und später führte ich einfach die Weisungen des Papstes aus: zuerst und vor allem Menschenleben zu retten.“⁵⁾

Am 10. Jahrestag der Befreiung Italiens wurde der 17. April 1955 als „Tag der Dankbarkeit“ festgesetzt. Stellvertretend für die zahllosen Helfer sollten wenigstens die 23 hervorragendsten Persönlichkeiten geehrt werden. Eine jüdische Delegation erkundigte sich inoffiziell bei Erzbischof Montini, dem späteren Papst Paul VI., ob er die ihm zugedachte Goldmedaille annehmen würde. Montini war sichtlich bewegt, doch lehnte er die Auszeichnung mit den Worten ab: „Ich habe nichts getan als meine Pflicht und außerdem

habe ich nur auf Anordnung des Hl. Vaters gehandelt. Dafür verdient niemand eine Medaille.“⁶⁾

Der unverdächtigste Zeuge für die Hilfe der katholischen Kirche dürfte vielleicht Roberto Farinacci, Chefredakteur des offiziellen faschistischen Organs „Regime Fascista“ sein, der im Oktober 1942 schrieb: „Die Obstruktion der Kirche gegen die praktische Lösung des Judenproblems stellt ein Verbrechen gegen das neue Europa dar.“⁷⁾

Pinchas Lapide wurde häufig gefragt, warum ein gläubiger Jude wie er seine Zeit damit verschwende, Papst Pius XII. zu verteidigen. Er gab zur Antwort:

„Wenn Fairneß und historische Gerechtigkeit Grundpfeiler jüdischer Moral sind, dann ist Schweigen angesichts verleumderischer Angriffe auf einen Wohltäter ein Unrecht. . . Hat sich Pius in seinen vielen Rundfunkappellen, Hirtenbriefen, Botschaften und Briefen an seine Bischöfe nicht klar gegen das Nazitum, nicht für gleiche Barmherzigkeit gegenüber allen Opfern der Verfolgung, zweifellos auch gegenüber den Juden ausgesprochen? Hätten die Neuheiden, die das göttliche Gesetz und die grundlegenden Gebote Jesu schamlos mißachteten, etwa auf einen Appell aus Rom gehört? Und hätte Pius, bar jeder Macht, Hitler trotzen — und gleichzeitig weiter heimlich Juden retten können? . . . Wer der Meinung ist, die Lage hätte gar nicht mehr schlimmer werden können, möge sich daran erinnern, daß immerhin weit über 2 Millionen Juden — mehr als ein Viertel der europäischen Juden — Hitlers Gemetzel eben doch überlebt haben, wenn auch mit knapper Not — dank der Hilfe der Kirche, Bischöfe, Priester, Laien. . .“

„Der Talmud lehrt uns: ‚Wer immer ein Leben bewahrt, dem wird es von der Schrift zugerechnet, als hätte er eine ganze Welt bewahrt.‘“ Wenn das wahr ist — und es ist ebenso wahr wie jene jüdischste aller Lehren: die von der Heiligkeit des menschlichen Lebens — dann muß ein Jude auch einen großen Retter jüdischen Lebens laut verteidigen.“⁸⁾

Es wäre zu wünschen, daß der neue Nobelpreisträger über seinem Bemühen, die Erinnerung an die Opfer des verbrecherischen Holocaust wachzuhalten, nicht die zahllosen, oft unbekannten Helden übersähe, die sich unter höchster Lebensgefahr mit den geringsten Brüdern Jesu identifiziert haben.

Anmerkungen

- 1) Pinchas E. Lapide, Rom und die Juden, Freiburg 1967, S. 188
- 2) Lothar Groppe SJ, Kirche und Juden im Dritten Reich, Wien 1979, S. 16
- 3) Lapide, a.a.O., S. 196
- 4) Zionistisches Zentralarchiv, Jerusalem, Akte S 25/9909
- 5) Lapide, a.a.O., S. 300
- 6) Lapide, a.a.O., S. 98f.
- 7) Lapide, a.a.O., S. 99
- 8) Die Welt, 16.7.1966

Des Nachdenkens wert

Sein Vater wird ein Bauer gewesen sein, der sich plagen mußte für seinen Herrn und alle Stände, denn des Bauern Brot verlangten alle und hielten ihn dennoch für einen schwerfälligen Tölpel, dem man ohne Gewissensbisse Taschen und Säcke leeren konnte, daß ihm selbst kaum etwas blieb.

Seine Mutter aber wird um die Wirkung ihres Erscheinungsbildes gewußt haben, denn von ihr kannte der Schelm gewiß den Spiegel, und hätte er ihn auch nur in einer klaren Quelle entdeckt. Im Spiegel konnte man das Blitzen und Funkeln der Augen erkennen, die freilich nachts am schärfsten sahen, wenn die geschäftige Stadt schlief und die frongeplogten Menschen ihre Sehnsucht in die Träume schickten. Diesen uralten Träumen ist der gescheite Witzbold entsprungen.

Vater und Mutter muß er gehabt haben, denn die Existenz des Eulenspiegels ist in vielhundertjähriger Literatur verbürgt, im Latein der Gelehrten und vielen europäischen Sprachen. Aber daß er je gestorben ist, ist nicht bewiesen, auch nicht durch den Leichenstein, den die Eulenspiegelverehrer ihm in Mölln gesetzt haben, weil er dort dereinst ein Opfer der Pest geworden sein soll. Es gibt keinen Totenschein!

Und es ist die Wahrheit, daß ein Schelm wohl manchmal seine Schellenkappe ablegt und dann einen Hut mit breiter Krempe trägt, seinen Spiegel manchen vorhält, der sich gehuldigt fühlt und dem schlaun Narren dafür Beifall spendet. Wie wäre es doch schön, wenn beim Mummenschanz die Demonstranten sich der Methoden des literaturgepriesenen Eulenspiegels bedienten, statt der Knüppel, Steine und Sprengsätze Spiegel mit sich führten und ihre manchmal gar nicht unklugen Reden mit schelmischer Schläue anbrächten!

Freilich sollten auch die Clowns und Narren unserer Tage, auch wenn sie nach Eulenspiegelart in grüne Hosen schlüpfen, selbst einmal in den Spiegel schauen, der nichts verschweigt und nichts hinzufügt wie die klare Quelle, aber den wachen Schelmen das Blitzen in ihren Augen bestätigt. Es könnte doch sein, der Eulenspiegel lebte mitten unter uns, und auch seine zahlreichen Nachkommen hätten Einfluß im Parlament, von der Kanzel her und vom Katheder! Der Gedanke an das Schellengeläut der friedlichen Demonstranten machte vielleicht schon manches kranke Herz gesund, und ein schmunzelndes Geraune zöge dann statt der Angst durch unsere Stadt: „Geliebter Demonstrant!“

Ansprache zum Gedenken an den 9. November 1938*

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger

An dieser durch heilige Handlungen — dem Gedenken der Großtaten Gottes am auserwählten Volk des A. T. — und dem Opfergang vieler jüdischer Mitbürger geweihten Stelle muß man innehalten.

Ich habe die Ereignisse nicht mit eigenen Augen erlebt. Ich war damals gerade Soldat. Aber die Berichte der Eltern und die Gerüchte, überbracht von Freunden, machten betroffen.

Rundfunk und Presse gaben ein unzulängliches und wie man heute weiß bewußt falsches Bild.

Es war nicht das Volk — es waren aufgehetzte Zerstörer eines zutiefst menschenverachtenden Regimes, die an diesem Tage vor 46 Jahren den Juden tiefstes Leid zufügte.

Es machte betroffen die Gewalt gegen Sachen. Eine wahrhaft sinnlose Zerstörung von Werten, die Menschen für Menschen geschaffen hatten.

Es machte noch tiefer betroffen, daß sich diese sinnlose Gewalt dann auch gegen Menschen richtete.

An dieser Betroffenheit hat mehr als eine Generation zu tragen.

Und heute macht immer noch betroffen und tief nachdenklich, daß diese Untaten mit Duldung oder gar im Auftrage des Staates, des Hüters der Ordnung, des Schützers der Schwachen, begangen wurden.

Spätestens weit damals wissen wir, daß wir alle ein Stück Kainzeichen tragen. So bleibt es Aufgabe für alle, denen Geschichte Teil des Lebens ist, zu sorgen, daß den Anfängern geherrscht wird.

Gewalt — ob von rechts oder links — ohne Gerechtigkeit, Selbstzucht und Liebe ist ein Vergehen gegen den von Gott zu Frieden und Freiheit geschaffenen Menschen.

Üben wir Toleranz und Liebe, beten wir um Seinen umfassenden Frieden, der sich als Wissen um Zukunft und Hoffnung ausdrückt im ehrwürdigen jüdischen Gruß:

„Shalom“

H.F.

*) gehalten am Jahrestag an der Stelle der zerstörten Synagoge in Bonn

Aus GKS und PGR

Bonn

Anerkennung und Freude

Christian Dewitz

Zu einer letzten Jahrestagung trat im Oktober in Bonn der Bundesvorstand der GKS zusammen. 26 Bundesvorstandsmitglieder aus dem gesamten Bundesgebiet trafen sich im Haus des Katholischen Militärbischofs zur Abschlußversammlung und berieten über die Themen- und Arbeitsschwerpunkte der nächsten Monate. Neben dem Rechenschaftsbericht des GKS-Bundesvorsitzenden, Oberstleutnant Willi Trost, standen auch der Bericht des GKS-Bundestagsgeschäftsführers, Oberstleutnant Jürgen Bringmann, der Rechenschaftsbericht des Chefredakteurs des GKS-Organs AUFTRAG, Oberst a.D. Helmut Fettweis, und die Berichte aus allen sechs Wehrbereichen zur Diskussion an. Festgelegt wurde bei dieser Tagung auch das Motto für die kommenden zwei Jahre GKS-Arbeit: Sie soll sich demnächst bundesweit am Motto „Grundwerte leben!“ orientieren. Wie GKS-Bundesvorsitzender Trost erläuterte, ist gerade in der heutigen Zeit eine Rückbesinnung auf jene Werte, die das Leben prägen sollten, notwendiger denn je. Der achtlose, kalte Umgang mit Behinderten und gesellschaftlich Benachteiligten oder die unverständliche Forderung gewisser politischer Gruppierungen nach einer Beseitigung des Paragraphen 218, erklären nach Ansicht des GKS-Bundesvorsitzenden, warum der Appell „Grundwerte leben!“ erforderlich geworden sei.

Auszeichnungen gab es bei diesem Bonner Treffen schließlich für zwei GKS-Mitglieder, die sich stets der Sache der katholischen Soldatengemeinschaft verschrieben haben. Oberstleutnant a.D. *Wilhelm Lehmkämpfer* und Oberfeldwebel *Walter Hütten* erhielten aus der Hand von Militärdekan Walter Theis den päpstlichen Orden „Pro Pontifice et Ecclesia“, eine von Papst Leo XIII. vor rund einhundert Jahren gestiftete Auszeichnung für besondere kirchliche Verdienste. Monsignore Theis begründete in seiner kurzen Ansprache die Verleihung so: „Beide Ordensträger haben dieses Kreuz erhalten, weil sie das Kreuz im christlich gelebten Alltag und in verantwortlichem Wirken für die Kirche, für den Papst und die GKS mitgetragen haben.“ Wilhelm Lehmkämpfer hat sich nach Aussage des Militärdekans als stellvertretender Redakteur des AUFTRAG als „Chronist der Gemeinschaft“ verdient gemacht. Ihm sei zu verdanken, das die Ereignisse der Vergangenheit nicht nur für die GKS „konstatiert, sondern Vergangenes stets auch zur Interpretation des Gegenwärtigen herangezogen werde“. Theis erinnerte in diesem Zusammenhang noch einmal an die Leistung Lehmkämpfers, der aus Anlaß des Jubiläums „25 Jahre Laienarbeit in der Katholischen Kirche“ für den Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs eine beeindruckende Ausstellung organisiert hatte. Walter Hütten erhielt die päpstliche Auszeichnung ebenfalls für sein großes Engagement innerhalb der GKS. Hütten, Stellvertreter des Bundesvorsitzenden, repräsentiert nach Meinung von Militärdekan Theis in herausragender Weise alle Unteroffiziere der Bundeswehr, die sich der Sache der Gemeinschaft Katholischer Soldaten verschrieben haben.

Freude und spontaner Beifall der Kameraden des Bundesvorstandes begleiteten diese Anerkennung langjähriger treuer Mitarbeit am Werk dessen, der uns berufen hat zum Dienst an seinem Werk und Wort.

Starnberg/Feldafing/Murnau

Herbst-Wallfahrt

Horst Künzel

Der Sonnengesang des Hl. Franz von Assisi stimmte die zahlreichen Teilnehmer an der traditionellen Herbst-Wallfahrt der kath. Militär-Pfarrgemeinde Starnberg/Feldafing/Murnau ein in das Thema der ersten Station auf dem Weg von St. Leonhard nach Wessobrunn „Schöpfung und Natur“.

Der herrliche Herbst-Sonntag, der uns beschert war, war der geeignete Rahmen, um die Herzen der Wallfahrer einzustimmen in die mahnenden Worte des Militärpfarrers Dr. Röder, sich zwar „die Erde untertan zu machen“, aber nach dem Wort der Bischöfe zu handeln: „Der Mensch darf nicht alles, was er kann!“

An zwei weiteren Stationen an Feldkreuzen am Wegesrand beteten die Wallfahrer nach einem Schriftwort aus dem Brief des Hl. Apostels Jakobus um den Frieden in dieser Welt und nach Texten des II. Vatikanischen Konzils um die Gemeinschaft im Glauben.

Eine Eucharistiefeier in der herrlichen Barockkirche von Wessobrunn war der würdige Abschluß des geistlichen Teils der Wallfahrt. Das anschließende gemeinsame Mittagessen mit geselligem Beisammensein im „Bayerischen Hiasl“ in St. Leonhard gab Gelegenheit, daß sich die Angehörigen der Militärpfarre aus dem gesamten Sprengel des Seelsorgebezirks näher kennenlernten.

Bonn

Helmut Fettweis

Seit Jahren ist es Brauch, daß der evangelische Standortpfarrer in Bonn, Militärdekan Hartmut Engemann, und sein katholischer Amtsbruder, in diesem Jahr Militärpfarrer Manfred von Schwarzenberg, zum Reformationsgedenken und zum Patronatsfest zu einem ökumenischen Standortgottesdienst einladen.

In diesem Jahr fand er am 29. Oktober in der Sporthalle des Sicherungs- und Versorgungsregiments des BMVg statt.

Der Gottesdienst war mit 600 Teilnehmern gut besucht. Gäste waren u. a. Generalinspekteur Admiral Dieter Wellershof und Bürgermeister Endemann. Das Stabsmusikkorps unter der Leitung von Hauptmann Christoph Lieder gestaltete sowohl den Gottesdienst als auch den Ausklang und die Umrahmung des Festvortrages.

Bischof D. Dr. Hermann Kunst hielt als langjähriger evangelischer Militärbischof den Festvortrag über das Thema „Fünfzig Jahre Zeitzeuge in einer spannungsreichen Beziehung zwischen Staat und Kirche“.

Der Gottesdienst erhielt seine Dichte durch das gemeinsame Lied und Gebet der Soldaten, die eben Dienst für ihr Vaterland am gleichen Arbeitsplatz gemeinsam tun und aus dem Wort Gottes Kraft und Hilfe für die Erfüllung ihrer Aufgaben finden.

In ihren Predigten gingen die beiden Pfarrer auf die Spannbreite der Beziehungen zwischen Staat und Glaubensbekenntnis ein. Von den Patronen der Militärkirchengemeinde Cassius und Florentius und deren mutigem Bekenntnis zieht sich der Spannungsbogen bis in die heutige Zeit. Glaubensgerechtigkeit unter Paulus und Glaubensgewißheit bei Martin Luther sind Eckpfeiler in diesem Ringen um den guten Dienst.

Wenn man diese ökumenischen Gottesdienste bedenkt, dann wird das noch Trennende betrüblich bewußt. Doch muß man andererseits auch feststellen, daß es eine Gemeinsamkeit gibt, die hoffen heißt.

Noch vor Jahren wäre es undenkbar gewesen, daß kath. Soldaten mit dem Gedanken an das Reformationsfest das Lied „Eine feste Burg ist unser Gott“ gesungen hätten. Sie sangen es ebenso wie die evangelischen Kameraden die stärker katholisch geprägten Lieder.

Und wer hätte vor wenigen Jahren daran gedacht, daß sich Soldaten beider Konfessionen gemeinsam zu Lesung und Evangelium versammelt hätten? Aber es gab im Apostolischen Glaubensbekenntnis und Vaterunser der Gemeinsamkeiten noch mehr.

Ist uns auch die volle Gemeinschaft noch nicht geschenkt, viele Schritte, ermutigende Fortschritte, sind schon getan. — Beten wir weiter um die Einheit.

Und noch eine Gemeinsamkeit: die Kollekte von 769,— DM geht zu gleichen Teilen zu den Straßenkindern in Bogota (Kolumbien) und als Hilfe für an einer Mittelmeeranämie erkrankte Kinder nach Sardinien.

Dem eindrucksvollen Gottesdienst schoß sich der Vortrag von Bischof Kunst an.

Mit dem Feuer eines Jungen berichtet der Bischof eigentlich aus einem langen Abschnitt seines Lebens. Denn er war nicht nur Zeitzeuge, sondern über lange Jahre mit unserem Militärbischof Dr. Franz Hengsbach auch Gestalter kirchlicher Strukturen für den Soldaten. Da Bischof Kunst aber auch als Bevollmächtigter der EKD in Bonn tätig war, konnte er auch aus dieser Zeit große Augenblicke packend lebendig machen.

Die Redaktion hofft, die Rede noch zum Abdruck bringen zu können. Denn der Bogen war so weit gespannt, daß eine „Nachschöpfung“ nicht alles wiedergeben kann.

Mit einem geschichtlichen Einstieg deutete der Bischof den ungeheuren Wandel in der Zeit an. 1920 gab es 32 Staaten im Völkerbund, heute sind 159 Regierungen in der UNO vertreten.

Unter diesen vielen Ländern gibt es keine fünf, denen es so gut geht wie uns. Er kam auch auf die Zeitläufe und ihre geistigen Verwerfungen zu sprechen. Er schnitt das Eheverständnis an und die Änderung der Glaubenshaltung. Das Wachsen der Ökumene war für den Redner ein Zeichen der Hoffnung.

Er verschwieg nicht, daß man heute feststellen muß, daß weniger der Glaube verloren wird, als daß die Menschen aufhören, ihr Leben aus dem Glauben zu gestalten. So komme es u. a. auch zu dem Dualismus zwischen Lebensgier und Lebensangst.

Der erfahrene Seelsorger gab zu bedenken, daß aus dem Christentum Glaube und Zuversicht zu schöpfen sind.

Er freue sich über das Miteinander der evangelischen und der katholischen Militärseelsorge, nicht als eigene Kirche, aber als Brüder am einen Leibe Christi.

Und besonders den Soldaten sagte Bischof Kunst — aus der Erfahrung seines langen seelsorgerischen Wirkens —: „Wer glaubt, der flieht nicht.“

In diesem Sinne setzte er Zeichen der Hoffnung.

Großer Beifall, nach einer Pause des Nachdenkens, zeigte, daß die Soldaten ihren alten Bischof verstanden hatten.

Zum anschließenden Gedankenaustausch trafen sich manche Gruppen zur lebhaften Diskussion.

Insgesamt eine Veranstaltung, die nachdenklich, aber auch froh macht.

Poing

Deutsches Arztehepaar ging nach Peru

Arthur Schopf

In den 60er Jahren erbaute der deutsche Arzt Oswald Kaufmann — unter den größten Schwierigkeiten und nur mit Spendemitteln — in dem kleinen, 2000 m hoch gelegenen peruanischen Bergdorf Coina, das 130 km von dem nächstgrößeren Ort, der Küstenstadt Trujillo, entfernt ist, das „Hospital Andino“ mit 45 Betten. Coina befindet sich in einer der fruchtbarsten Gegenden Perus und ist bekannt für Citrusfrüchte, Orangen, Limonen, Bananen, Avocados usw. Als Dr. Kaufmann 1979 starb, schloß der Spitalbetrieb buchstäblich ein, bis dann der Schweizer Chirurg Andreas Steiner — ehemaliger Chefarzt des Albert-Schweitzer-Hospitals in Lambarene — das inzwischen heruntergekommene Krankenhaus übernahm. Steiners intensiven Bemühungen um Spenden und mit Unterstützung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit ist es dann gelungen, einen neuen Operationssaal zu errichten, so daß der Klinikbetrieb im April 1981 wieder aufgenommen werden konnte. Mit einem Team, bestehend aus ehrenamtlich arbeitenden deutschen und schweizerischen Medizinstudenten, sowie einheimischen Operations- und Anästhesie-Schwestern konnte Steiner monatlich 60—80 Operationen durchführen. Da Dr. Steiner jedoch 1984 völlig unerwartet und scheinbar aus privaten Gründen seine Stellung im „Hospital Andino“ aufgab, suchte man erneut nach einem Leiter des peruanischen Krankenhauses.

Da fand sich ein deutscher Arzt, der in Sydney/Australien, wohin seine Eltern ausgewandert waren, sein Medizinstudium absolvierte, später aber in Münchner Kliniken praktizierte und seine Frau, eine Lehrerin, die er in München kennenlernte und diese beiden übernahmen das große ärztliche Aufgabengebiet in Coina. Von weit her kommen die Indios, meistens Campesinos (peruanische Bauern) — die wohlhabenderen mit dem Pferd, ärmere auf einem Esel und die ganz armen zu Fuß (sie nehmen auch Drei-Tagesmärsche willig in Kauf) — zur Sprechstunde und warten hier, angetan mit ihren großen Sombreros und weiten Ponchos, geduldig, um Hilfe für ihre Schmerzen und Gebrechen zu finden.

Viele bringen auch gleich ihre ganze Familie samt Neffen, Onkeln, Tanten, Omas und Opas mit, die dann die Möglichkeit haben, in Hütten hinter dem Krankenhaus, in denen sich Kohnischen befinden, ihre kranken Verwandten zu versorgen. Durch ihre Ärmlichkeit bedingt, bringen die kranken Indios den verehrten „Gringos“ (deutschen Ärzten) statt Geld kleine Geschenke wie eine Henne, Kartoffel, Kaffee u. a. mit. Z. B. arbeitet der Vater eines Jungen, der operiert werden mußte, als Koch in der Hospitalküche und „bezahlt“ auf diese Weise mit seiner Arbeit die Operations- und Krankenhauskosten für seinen Sohn. Wie sehr manche Kinder oft unterernährt und anfällig für Krankheiten sind, beweist der Umstand, daß bei den Indios in Peru 10–12 Kinder an der Tagesordnung sind.

Das Krankenhauspersonal mit 2 Ärzten, 18 Praktikanten und Schwestern arbeitet gern mit dem neuen deutschen Arzt und seiner Frau zusammen, die neben der anstrengenden ärztlichen Tätigkeit auch andere Aufgabengebiete übernehmen mußten. So muß der deutsche Doktor die Röntgengeräte, den Generator oder das Auto reparieren, und es gelang ihm auch kürzlich, die Trinkwasserleitung aus der Sierra, die irgendwann einmal angefangen wurde, zu installieren. Die Frau des Arztes hat neben der Buch- und Korrespondenzführung auch die Hospitalküche wieder in Schwung gebracht. „Es hat zwar lange gedauert, bis alles organisiert und repariert war, denn in Peru gehen die Uhren etwas langsamer als in Deutschland, aber die Mühen haben sich gelohnt“, teilte sie brieflich mit. So steht diese aufopfernde Tätigkeit dieses deutschen Arztehepaares in Peru sowie deren Helfer und Helferinnen als ein Vorbild für echte Menschlichkeit und Nächstenliebe.

Wien

„Bedrängnis und Hoffnung in der Bibel“

3. österreichische christlich-jüdische Bibelwoche

Michael Haubl

„ICH bin der ICH BIN DA“ — so hat sich der Gott Israels Moses offenbart (Exodus 3,14). Mit einem Referat zu dieser Bibelstelle begann die 3. christlich-jüdische Bibelwoche im Bildungshaus Maria Trost bei Graz.

Etwa 100 interessierte Hörer waren der Einladung der Veranstalter: Bildungshaus Maria Trost, Evangelisches Bildungswerk und Israelitische Kultusgemeinde Graz, gefolgt.

Das Thema Bedrängnis und Hoffnung wurde durch die beiden Referenten Univ.-Prof. Dr. Clemens Thoma, Luzern, und Senior lecturer Dr. Zwi Weinberg, Tel Aviv, am Beispiel der Propheten und des Volkes Israel in der Bibel und im rabbinischen Gleichnis beleuchtet.

Ein zentrales Thema bildeten Eschatologie und Apokalypse im Alten Testament, insbesondere bei Jesajas, Amos und Joel und Parallelstellen in der Geheimen Offenbarung des Neuen Testaments. Ziel der manchmal sehr drastischen, ja Furcht erweckenden Aussagen über das Ende der Zeiten war, die Menschen zur inneren Umkehr zu bewegen. Zugleich finden sich in diesen Darstellungen aber auch Schilderungen paradiesischer Zustände am Ende der Zeiten. Leider wird das Wort „Apokalypse“ heute vielfach mißbräuchlich mit Katastrophe gleichgesetzt und erfährt damit eine falsche Deutung.

Ein zweiter Themenkreis war der Konflikt zwischen Esau und Jakob — ein Thema, das in der christlichen Theologie des Mittelalters zum Symbol der Auseinandersetzung mit dem Judentum wurde. Esau, der ältere Bruder, verliert seine Erstgeburtsrechte an den jüngeren Jakob, der zum Stammvater wird. Leider blieb diese Wertung keine Angelegenheit der Lehrkanzeln, sondern wurde oftmals in der Geschichte lebensbedrohende und tödliche Wirklichkeit.

Univ.-Prof. Dr. Thoma zeigte dies in seiner Darlegung „Das Tagebuch des David Rubino-wicz“, eines zwölfjährigen Jungen, der seine furchtbaren Erlebnisse der Jahre 1941 und 1942 bis zu dem Zeitpunkt beschreibt, bis auch ihn und seine Familie die Vernichtungsmaschine erfaßt.

Sehr eindringlich stellte Univ.-Prof. Dr. Allerhand, Wien, das Problem des Glaubens hier und heute dar und vermittelte ein akzentuiertes Bild mancher Wurzel des Mißverstehens zwischen Christentum und Judentum. Wie schnell Ängste aufbrechen können, zeigte seine Schilderung der gegenwärtigen Lage der jüdischen Gemeinden — aber auch, daß Schritte zu ihrer Überwindung getan werden.

Daß Juden, evangelische und katholische Christen gemeinsam die Bibel lesen, ist sicherlich eine Hoffnung auf die Zukunft hin.

Regensburg

Rom — Assisi — Pilgerfahrt der katholischen Militärgemeinde

Harald Schäfer

Unter der Leitung von Militärdekan P. Roland Stemmler machte sich am Freitag, den 10. 10. 86 eine Gruppe von 50 Soldaten mit deren Frauen aus den Standorten Regensburg und Hemau zu einer Pilgerfahrt nach Rom und Assisi auf.

Die Pilgerreise wurde durch ein Morgengebet im herrlichen Dom zu Orvieto eröffnet. Danach führte sie der Weg direkt nach Rom, wo für den Nachmittag bereits die ersten Besichtigungen auf dem Programm standen. Ein erster Höhepunkt für die Pilger war die feierliche Heiligsprechung des Kard. Giuseppe Maria Tomasi durch den Heiligen Vater am Sonntagmorgen.

Nach dem Gottesdienst und dem Angelus mit Johannes Paul II. besuchte die sehr interessierte Gruppe den Aventin mit den verschiedenen Klöstern und den Gianicolo, um von dort einen wunderbaren herbstlichen Rundblick über Rom zu genießen. Am nächsten Tag wurde ein Gottesdienst in den Domitilla-Katakomben zum Erlebnis für viele Teilnehmer, zumal dort auch zwei römische Soldaten von den Urchristen als Märtyrer verehrt wurden. Im Anschluß daran besuchte man die Fossae Ardeatinae, in denen über 300 italienische Bürger von der SS im zweiten Weltkrieg ermordet wurden.

Der Pilgergeist hatte am nächsten Tag Gelegenheit, sich bei einer Landpartie nach Tivoli und Subiaco, der Urzelle des Benediktinerordens, und der anschließenden Fahrt durch die Albaner Berge nach Frascati zu erholen, wo der Tag dann in einem fröhlichen Beisammensein endete.

Der Mittwochmorgen bot den 2. Höhepunkt der Reise — die Audienz mit dem Heiligen Vater. Der Nachmittag stand den Familien zu einer privaten Romeroberung zur freien Verfügung. Am Donnerstag, 16. 10., feierten die Soldatenfamilien am Petrusgrab einen beeindruckenden Gottesdienst aus Anlaß des 30jährigen Bestehens der Militärpfarrgemeinde Regensburg. Nachmittags bestand die Möglichkeit, die ausgegrabene Totenstadt unter der Peterskirche zu besichtigen. Die Gelegenheit wurde von allen wahrgenommen, zumal man so auch das Grab des Apostelfürsten Petrus aus nächster Nähe sehen konnte.

Der Abend bot für einige Pilger nochmals eine Begegnung mit dem Heiligen Vater, der am selben Tag den 8. Jahrestag seiner Wahl zum Papst erleben durfte und dies mit einer feierlichen Bischofsweihe eines polnischen Priesters beging.

Leider nahte die Abreise; bevor man sich jedoch auf den Weg machte, bestiegen die Pilger die Kuppel des Peterdomes, um von dort Abschied von der Heiligen Stadt zu nehmen. Der Bus brachte sie dann nach Assisi zum Grab des Hl. Franziskus. Eine kleine Andacht mit einer Meditation über den Sonnengesang des „Poverello“ Franziskus beendete die Pilgerfahrt des Tages. Vor der Rückreise am nächsten Tag feierten die Pilger einen Abschlußgottesdienst in der Kirche St. Maria degli Angeli, in der die berühmte Kirche Portiuncola steht. Wohlbehalten und mit vielen Eindrücken im Gepäck kehrten die Soldatenfamilien am Samstagabend nach Regensburg und Hemau zurück.

Fürstenfeldbruck

Ute Daumann

Frauenwochenende im Haus Oase in Steinerskirchen bei Hohenwart für Frauen aus den verschiedensten Standorten des Wehrbereiches VI

18 Frauen aus den Standorten Günzburg, Neuburg, Donauwörth, Landsberg und Fürstenfeldbruck trafen sich zu einem religiösen Wochenende im Haus Oase, Steinerskirchen.

Unser Thema hieß: In der Wüste Leben — mit der Einsamkeit leben.

Behutsam führte uns der geistliche Leiter, Stadtpfarrer Thomas Schwaiger an dieses Thema heran. Es galt Einsamkeiten in uns selbst zu entdecken und den anderen mitzuteilen — das war nicht immer ganz leicht. Daraus erwuchs aber eine außergewöhnlich liebevolle, aufgeschlossene und offene Gemeinschaft, in der wir uns alle angenommen wußten.

Der nächste Tag — ein herrlicher Herbsttag — stand unter dem Thema: Jesus in der Wüste. Versuchungen, erkennt man sie, nennt man sie beim Namen — sind sie schon fast überwunden. Ein Text von Bernhard v. Clairvaux — an den damaligen Papst geschrieben — hat auch in unserer Zeit und für uns persönlich neue Gültigkeit gefunden.

In dem schönen Meditationsraum des Hauses trafen wir uns zu einem Gottesdienst um den Tisch herum kniend. Hier trugen wir all unsere Probleme, unsere Sorgen unsere Gedanken hin vor den Herrn.

Zwischen den Themen blieb Zeit für einen Spaziergang durch den wunderschönen Herbsttag. Am Abend trafen wir uns nach dem Abendessen zu einer kurzen Meditation und anschließend zum gemütlichen Beisammensein.

Der Sonntag führte uns zu einer Meditation zusammen zum Evangelium: seht die Vögel auf den Feldern.

Anschließend nahmen wir den Kelch, Brot und Wein und Kerzen mit hinaus in die Natur, sammelten von den Früchten des Feldes was uns gefiel zum Schmuck „unseres“ Altars und anschließend als Erinnerung an dieses Erlebnis. Dann wurde die Erde zu unserem Altar: bedeckt mit einem weißen Leintuch, darauf der Kelch mit dem Wein, das Brot in der Schale, die Früchte des Feldes waren der Schmuck, die Sonne das Licht und der Himmel unser Kirchengewölbe. So feierten wir unseren Erntedankgottesdienst miteinander — ein wirklicher Dankgottesdienst. Dank für die Gemeinschaft und für die liebevolle Führung durch Pfarrer Thomas Schwaiger.

Wir sollten uns etwas wünschen, wenn wir nach langer Wanderung durch die Wüste an das Haus des weisen Mannes kommen. Was werden wir fragen, was werden wir wünschen? und was wird er uns mitgeben auf unseren Weg? Einem jeden von uns hat er etwas mitgegeben. Das was er besonders braucht: Kraft, Mut und Liebe — das war das Geschenk des Weisen an uns an diesem Wochenende.

Wahlkampf — Chance, den Rechtsschutz ungeborener Kinder zu stärken

Mit der Forderung, die Zeit des Wahlkampfes zu nutzen, um das Bewußtsein für Würde und Recht der ungeborenen Kinder zu stärken, wandte sich heute der Generalsekretär des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Dr. Friedrich Kronenberg, an die Öffentlichkeit. In einer Erklärung wies Kronenberg auf die Tatsache hin, daß zur Zeit kein voller Rechtsschutz für die ungeborenen Kinder bestehe. Daher sei es notwendig, immer wieder dafür zu sorgen, daß dieses Thema in der Diskussion bleibt. Jetzt bestehe die Chance für die Wähler, Politiker aller Parteien nach ihrer Einstellung zum Schutz für das ungeborene Kind zu fragen und sie nachdrücklich aufzufordern, den jetzigen unhaltbaren Zustand zu ändern. Kronenberg betonte, es genüge nicht, wenn jeder für sich eine richtige Entscheidung treffe, man müsse auch versuchen, andere zu überzeugen. Insbesondere komme es jetzt darauf an, vor Ort die Wahlkreiskandidaten der Parteien mit Briefen und in Veranstaltungen um eine klare Darlegung ihrer Stellung zur dringend notwendigen Verbesserung des Schutzes für das ungeborene Kind zu bitten und mit ihnen darüber zu diskutieren. Ebenso sei es notwendig, in den Publikationsorganen von Pfarreien und Verbänden sowie in der örtlichen Presse auf dieses Anliegen und seine hohe politische Bedeutung hinzuweisen.

Der Generalsekretär machte in diesem Zusammenhang auch auf die jüngst veröffentlichte Wahlerklärung des ZdK „Politik für das Leben“ aufmerksam und ebenso auf die vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz und vom Generalsekretariat des ZdK veröffentlichte Broschüre „Das Leben des ungeborenen Kindes“. Beide Texte können ab sofort beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Hochkreuzallee 246, 5300 Bonn 2, bezogen werden. (ZdK-963-XI-86-FS-voraus)

Aus der weiten Welt

Santiago/Chile

Eduardo Cano

Liebe Freunde in Deutschland,

seit Wochen wollte ich diesen Brief schreiben. Jetzt endlich lasse ich mir etwas Zeit dafür. Sicherlich haben Sie in letzter Zeit in der Presse sehr viel über Chile erfahren. Vermutlich auch nichts Gutes. Mit einem Bericht über die Situation möchte ich also diesen Brief anfangen. Ich tue es so, daß ich fast wörtlich den letzten Hirtenbrief der chilenischen Bischöfe übersetze und kommentiere.

Der Brief ist vom 13. Juli 1986. Zwei Monate davor hatten die Bischöfe darum gebeten, daß alle Chilenen sich bemühen sollten um eine Versöhnung in Gerechtigkeit und Wahrheit. Sie schreiben jetzt: „Nach 2 Monaten stellen wir fest, daß die Gewalt sich zugespitzt hat, und wir sind Zeugen von noch nie dagewesenen Grausamkeiten. Die Gewalt zerstört die gütige, friedliche und brüderliche Eigenart der Chilenen.“ Am 2. und 3. Juli gab es eine Art Nationalstreik mit der Forderung: Demokratie jetzt! Es gab in diesen Tagen überall Polizei und Soldaten. Sieben Menschen sind dabei ums Leben gekommen. Ein junger Mann und ein Mädchen sind von einer Militär-Patrouille lebendig und auf brutale Art und Weise verbrannt worden. Zwei Tage danach ist der junge Mann gestorben. Das Mädchen kann jeder Zeit sterben, aber lebt noch. Dreimal ist sie operiert worden. Nach der Verbrennung sind beide weit weg von Santiago abgesetzt worden und alleine gelassen. Kein Krankenwagen wollte sie abholen. Mit einem Lastwagen sind sie endlich ins Krankenhaus gebracht worden.

Zur Zeit sind die Führer der Gewerkschaften im Gefängnis. Massive Hausdurchsuchungen finden überall in Santiago statt. Der Rundfunk durfte keine Nachrichten verbreiten. In dieser Lage schreiben die Bischöfe: „Wie können wir allen verständlich machen (Regierung und Opposition), daß die Gewalt uns nirgendwo hinführt!“

Die Bischöfe fragen sich dann nach den Ursachen der Gewalt und zählen folgende auf:

1. Das lange andauernde Leiden von vielen Brüdern und Schwestern. Von den ärmsten Siedlungen bis hin zur Universitäten gibt es Kinder, Jugendliche und Erwachsene, die frieren, hungern und Geld nicht einmal für den Bus haben. Hinzufügen sollte man Erdbeben, Überschwemmungen, Arbeitslosigkeit, Verbrechen, Schwierigkeiten in Erziehungs- und Gesundheitswesen, massive Durchsuchungen, große Schulden, Exil, Alkoholismus und Drogen.
2. Keine Möglichkeit der Mitbeteiligung, besonders in der Politik. Der Mißbrauch der Autorität. Selbst Menschen, die nicht gewalttätig sind, meinen oft, daß die Gewalt die einzige Alternative, um gehört zu werden, ist.
3. Die Militärregierung. Die Militarisierung der öffentlichen Meinung und des zivilen Lebens ist nicht vereinbar mit der großen Mehrheit der Bevölkerung.

4. Die Art und Weise, wie die Polizei oft vorgeht. Die unnötige Benutzung von Kriegsmethoden gegen die Zivilbevölkerung erzeugt Terror und Panik.
5. Der politische Terrorismus, der eine Verneinung der Demokratie und der Menschenrechte ist.

Das sind einige Teile aus dem letzten Hirtenbrief. Sie geben in etwa wieder die Situation, in der wir leben. Sie werden sich vielleicht fragen, wie man in dieser Situation arbeiten kann. Das fragen wir uns oft auch. Es ist nicht leicht, und man wird dauernd von Sonder-situationen unterbrochen.

Dieses Jahr 1986 hat auch manche Überraschungen gebracht. Der Papst hat einen Besuch angekündigt. Er wird unter uns sein vom 1. April 1987 bis 5. April. Das wird für die chilenische Kirche und für das ganze Land ein großes Ereignis sein. Bischof Francisco José Cox, Erzbischof von La Serena, der mich vor 2 Jahren zum Priester geweiht hat, ist der Vorsitzende der Vorbereitungskommission für den Papstbesuch. Für mich bedeutet das, daß ich jetzt im Sekretariat des Papstbesuches mitarbeite.

Die Gemeinde von San Luis leidet etwas unter den vielen Aktivitäten, die ich mache. Sie waren daran gewöhnt, daß der Priester immer da war. Jetzt bin ich dort fast nur an den Wochenenden. Ich muß aber gestehen, daß ich auch etwas darunter leide. Ich habe sehr viele Aktivitäten, die nichts miteinander zu tun haben und die sich an ganz verschiedenen Stadtteilen abspielen. Ich fühle mich dauernd unterwegs und immer mit wenig Zeit. Das ist gar nicht gut.

Im letzten Rundbrief erzählte ich von der Arbeit mit der sozialen Aktion im Dechanat, die ich von einem anderen, der versetzt wurde, übernommen habe. Dort haben wir sehr viele Projekte laufen. Zwei davon sind mir besonders lieb geworden. Beide zielen auf die Bekämpfung von 2 großen Problemen. Das erste ist die Errichtung von einem Rehabilitationszentrum für Jugendliche, die alkohol- oder drogensüchtig sind. Das andere ist ein Beschäftigungsprogramm für Frauen von Arbeitslosen.

Für das Rehabilitationszentrum haben wir schon ein Lokal, das aber noch repariert werden soll, und Personen, die dort helfen werden. Zur Zeit besuchen einige Jugendliche aus der Gemeinde einen Kurs, wo sie befähigt werden für diese schwierige Arbeit. Mit Gottes Hilfe möchten wir das Zentrum noch in diesem Jahr eröffnen. Es muß wirklich Gottes Hilfe sein, weil alle Institutionen, die wir für dieses Projekt um Unterstützung gebeten haben, uns bis jetzt eine freundliche Absage erteilten.

Das Beschäftigungsprogramm für Frauen von Arbeitslosen — sie haben sich selbst den Namen „Weberinnen Marias“ gegeben —, ist ein Wunder und ein Abenteuer zugleich. Es sind 15 Gruppen mit je 15 Frauen. Die Gruppen treffen sich einmal in der Woche und besprechen Ihre Probleme und dabei stricken sie. Jede Frau erhält von uns Wolle und in der Woche wird dann ein Pullover gestrickt. Sie erhält für diese Arbeit DM 10,— und bekommt wieder Wolle, usw., uws. Unser Problem ist dann, diese Handarbeiten zu verkaufen um wiederum Wolle zu kaufen. Einmal in der Woche treffen sich die Gruppenführe-

rinnen mit Frau Carmen, der Hauptverantwortlichen, und erhalten Anleitungen und das Geld für die abgegebenen Arbeiten.

Diese Geschichte ist ein Wunder, weil wir am Anfang hatten kein Kapital, nur Arbeitskraft hatten. Ich habe große Mengen von Wolle gekauft, ohne genau zu wissen, wie wir bezahlen würden. Die Geschichte der „Weberinnen“ ist auch ein Abenteuer, weil wir heute noch nicht wissen, wie sie weitergehen wird. Eins ist jedoch ganz sicher. Für diese Familien bedeutet diese Arbeit eine Möglichkeit fürs Überleben.

Leider muß ich den Brief hier beenden, um bei einem Blatt zu bleiben. Vielen Dank an alle, die uns bei der Kinderspeisung geholfen haben, und alle, die hin und wieder schreiben.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr
Pater Eduardo Cano

Sanktionen?

Die Folgen von Sanktionen für das südliche Afrika

Karl Breyer

Nach zahlreichen Warnungen an die Adresse der südafrikanischen Regierung haben nun sowohl Altbundeskanzler Willy Brandt wie auch der Friedensnobelpreisträger und neu-gewählte Erzbischof von Kapstadt Desmond Tutu wirtschaftliche Boykottmaßnahmen gegen Südafrika gefordert. Dennoch bleibt die Forderung nach einem Wirtschaftsboykott des Westens ein hochexplosives und zwei schneidiges Diskussionsthema. Während Erzbischof Desmond Tutu meint, daß das Leiden der schwarzen Bevölkerung kaum größer werden wird, ist Zuluführer Mangesuthu Buthelezi der Auffassung, daß Sanktionen neues Leid mit sich bringen und zu keiner Änderung der Diskriminierung führen werden. Selbst Willy Brandt ist sich seiner Sache nicht sicher. Während eines Gesprächs in Johannesburg wies er auf die Nutzlosigkeit der Sanktionen im Konflikt Abessinien-Italien im Jahre 1935 hin und meinte, daß ein Boykott noch nie geholfen habe. Ähnliche Gedanken haben zur Zeit sicher einige Millionen Beschäftigte in Südafrika, über deren Arbeitsplätze das Damoklesschwert eines Wirtschaftsboykotts hängt. Dazu gehören an erster Stelle die Anbieter aus den Nachbarstaaten Südafrikas. Bereits im vorigen Jahr drohte Staatspräsident Pieter Wilhelm Botha damit, im Falle von Sanktionen die rund 1,5 Millionen Fremdarbeiter (von denen mehr als eine halbe Million illegal in Südafrika arbeiten oder als Flüchtlinge über die Grenze kamen) nach Hause zu schicken. Eine solche Maßnahme würde mit Sicherheit zu einer wirtschaftlichen Katastrophe in diesem Teil des Kontinents führen. Das Wirtschaftsgefüge des Königreichs Lesotho, das vollkommen von seinem Nachbarn abhängig ist, würde zusammenbrechen. Das Bruttosozialprodukt kommt zu 51 Prozent aus den Löhnen schwarzer Mineure in Südafrika, die jährlich etwa 280 Mio. Rand in ihre Heimat überweisen. Weitere 14 Prozent stammen aus dem Verdienst anderer Fremdarbeiter Lesothos. Auch die durch einen heimtückischen Guerillakrieg angeschlage-

ne Ökonomie Moçambiques würde innerhalb kürzester Zeit vor einem Kollaps stehen. 12 Prozent stammen aus den Löhnen von rund 60407 Arbeitern der Volksrepublik, die in den südafrikanischen Goldminen tätig sind. Malawi und Botswana würden ebenfalls große wirtschaftliche Probleme haben. Aus diesen beiden Staaten sind resp. 29268 und 24433 Arbeiter in Südafrika beschäftigt.

Die wirtschaftliche Verflechtung der schwarzafrikanischen Nachbarn mit Südafrika wird bei der Forderung nach Sanktionen oft übersehen. Robert Mugabe, der sicher kein Freund Pretorias ist, hat bei der Diskussion um dieses Thema immer wieder den Westen aufgefordert, die entsprechenden Maßnahmen zu ergreifen. Er hat aber auch stets betont, daß die Frontstaaten nicht an einem Boykott teilnehmen können. Mugabe weiß, wovon er redet, denn die wirtschaftliche Verflechtung zwischen der Republik Südafrika — vor allem auf dem Gebiet der Transportwesens und der Elektrizitätsversorgung — ist von großer Bedeutung. Botswana, Lesotho und Swasiland wickeln ihre Importe und Exporte zu 100 Prozent über südafrikanische Häfen ab. Zaire, Sambia, Malawi und Simbabwe sind bei ihrem internationalen Handel zwischen 57 und 70 Prozent auf Südafrika angewiesen.

Viele Nachbarstaaten sind auf die südafrikanischen Transporteinrichtungen angewiesen. Südafrikas Eisenbahnen, die wiederholt Lokomotiven und Güterwaggons an Zaire, Simbabwe und Moçambique ausleihen, gelten als zuverlässig und sicher, haben eine rationelle Organisation und Kapazität, die nahezu konkurrenzlos ist. Das Eisenbahnnetz hat heute eine Ausdehnung von 24500 km. Dies entspricht etwa einem Viertel der gesamten Eisenbahnen des Kontinents. Das südafrikanische rollende Material, das in relativ hoher Zahl von den Nachbarstaaten verwendet wird, gilt als besonders zuverlässig, da es regelmäßig gewartet wird. Südafrikas Eisenbahnen transportierten 1985 täglich im Durchschnitt 7000 Tonnen an Gütern für die Nachbarn. Der Gütertransport der nördlichen Staaten in Richtung Südafrika stieg 1983—1984 mit 82200 Tonnen auf 1,5 Mio. Tonnen. Auch der Flugverkehr, der mit den Anrainerstaaten über Johannesburg abgewickelt wird, nahm enorm zu. Man kann heute ohne Probleme nach Simbabwe, Malawi, Zaire, Moçambique, Kenia und Botswana fliegen. Cargo- und Chartermaschinen bringen Güter und Touristen bis nach Zaire, Nigeria, zur Zentralafrikanischen Republik und zur Elfenbeinküste. Fast alle Fluggesellschaften der Frontstaaten werden auf dem Flughafen Jan Smuts gewartet und unterhalten.

Im Jahre 1985 stiegen Südafrikas Warenexporte nach Schwarzafrika auf 1,8 Milliarden Rand. Das ist ein Anteil von 10 Prozent an den Gesamtausfuhren des Landes. Hauptsächlich werden Maschinen, landwirtschaftliche Geräte, Baumaterial, Medikamente und Lebensmittel in zwölf der wichtigsten Länder Afrikas ausgeführt. Insgesamt haben 49 von den 51 Mitgliedsstaaten der Organisation für Afrikanische Einheit Handelsbeziehungen mit Pretoria. 80000 schwarzafrikanische Geschäftsleute reisten 1984 in die Republik. Die Importe Südafrikas beliefen sich auf rund 4 Milliarden Rand.

Südafrikas Nachbarstaaten sind in folgendem Ausmaß von der Stromversorgung der Republik abhängig: Lesotho zu 100 Prozent, Swasiland zu 79 Prozent, Botswana zu 52 Pro-

zent, Mocambique mit der Hauptstadt Maputo zu 60 Prozent. Der internationale Post- und Telefonverkehr für Lesotho und Swasiland wird vollständig, der von Botswana zu einem großen Teil über Südafrika abgewickelt. Botswana, Lesotho und Swasiland sind mit dem großen Nachbarn in einer Zollunion verbunden. Der Einzug der Zollgebühren erfolgt in den Händen Südafrikas. Sie werden danach nach einem festgesetzten Schlüssel auf die Mitglieder der Zollunion verteilt. Von den Zolleinnahmen Botswanas in Höhe von rund 116 Mio. Rand stammen 32 Prozent aus diesen gemeinsamen Gebühren. Bei Swasiland sind das sogar 61 Prozent der 117 Mio. Rand und bei Lesotho 37 Prozent der Zollgebühren von 21 Mio. Rand.

Die aus den umstrittenen Homelands entstandenen unabhängigen Staaten Transkei, Bophuthatswana, Venda und Ciskei erhalten nach wie vor finanzielle Unterstützung aus Pretoria. Ihr Staatsbudget wurde 1985 mit mehr als einer Milliarde Rand durch Südafrika finanziert. Auch die übrigen sechs selbständigen Homelands erhalten Finanzhilfe. Sie betrug beispielsweise 1984 für Kwazulu, das Heimatland der Zulus und des bekannten Politikers Gatsha Mangesuthu Buthelezi, 602 Millionen Rand. Lebowa erhielt 337,3 Mio. Rand. Die übrigen Homelands kassierten mehr als 360 Mio. Rand, die aus den Taschen des südafrikanischen Steuerzahlers kamen.

Obwohl die finanzielle Hilfe an die südafrikanischen Homelands als Teil der Apartheidpolitik kritisiert wird, zeigt sie doch deutlich die bedeutende Rolle staatlicher und privater Kreditgeber für das ganze schwarze Afrika südlich der Sahara. In vielen Ländern des französischsprachigen Afrikas gibt es südafrikanische Kapitalbeteiligungen. Da Unternehmen wie Anglo American und andere ihre Partner in Schwarzafrika nicht kompromittieren wollen, ist genaues Zahlenmaterial nur schwer erhältlich. Dennoch ist die dominierende wirtschaftliche Stellung Südafrikas in vielen Staaten des Subkontinents und Westafrikas — bis nach Mauretanien — bekannt. Sollte es wirklich zu Sanktionen gegen Pretoria kommen, dann würden sicher auch diese Positionen schwer erschüttert werden und die nationalen Volkswirtschaften vieler Drittweltländer in Schwarzafrika schwer treffen.

Informationen aus Kirche und Welt

Angemessene Bevölkerungspolitik
dringend notwendig

Die Bundesrepublik hält den Minus-Rekord

Bonn. — Deutschlands Wiegen stehen leer. Seit nun mehr als 20 Jahren verzeichnet die Bundesrepublik einen einschneidenden Geburtenrückgang. Der Anteil der älteren Menschen in unserer Gesellschaft wächst und mit ihm die Herausforderung der Zukunft. Wir halten den Rekord: Deutschland, das Land mit der geringsten Geburtenhäufigkeit; und das gilt nicht nur für die Bundesrepublik, sondern auch für die DDR.

Dabei müßten die wirtschaftlichen Umstände, in denen die Bürger der Bundesrepublik leben, eigentlich Eltern ermutigen, wieder „ja“ zu Kindern zu sagen. Doch bisher ist das Gegenteil der Fall. Trotzdem, die Voraussetzungen sind gegenwärtig gut, die langfristigen Aufgaben, die die Bevölkerungsentwicklung stellt, in Angriff zu nehmen.

Mit dem Thema „Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland“ beschäftigten sich nun Experten der Bevölkerungswissenschaften. Sie wurden von der Konrad-Adenauer-Stiftung zu einem Fachkongreß für den 9. und 10. Oktober nach Bonn eingeladen. Dort sollten sie die Situation analysieren und Lösungsansätze und Empfehlungen erarbeiten.

Eingestimmt wurden die über 200 Teilnehmer bei der Begrüßungsansprache durch den Stiftungsvorsitzenden und ehemaligen Familienminister Dr. Bruno Heck. Heck: „Die Entscheidungen, die jetzt zu treffen sind, haben auf der sozialen Seite den gleichen Rang, den auf der ökonomischen Seite die Entscheidung für die soziale Marktwirtschaft gehabt hat. Man muß alles tun, um den fundamentalen Problemen des Schutzes des menschlichen Lebens und der öffentlichen Wertschätzung und Förderung von Ehe und Familie gebührend Gehör zu verschaffen. Gesellschaft und Staat haben je eine besondere Verantwortung für die Familie. Wenn sie Ehe und Familie verkommen lassen, bereiten sie — ob sie wollen oder nicht — nur ihren eigenen Ruin vor.“

Doch es gibt eine Menge Hürden zu überwin-

den. In der Wohlstandsgesellschaft ist ein ausgeprägtes Besitzstandsdenken in weiten Kreisen der Bevölkerung gewachsen. Mangelnde Fähigkeiten und Bereitschaft zu flexiblen Lösungen kann man ausmachen und auch unzureichende Solidarität unter den Generationen. In den Medien beherrschen oft zweifellos wichtige Themen wie Frieden, Waldsterben und Kernkraft die Schlagzeilen, selten aber ein Beitrag zum ebenso wichtigen Problem der Bevölkerungsentwicklung und ihrer Konsequenzen, die jeden einzelnen in den nächsten Jahren und Jahrzehnten beschäftigen werden.

Schon jetzt, so wurde auf dem Kongreß deutlich, muß sich die Politik auf das einstellen, was sich abzeichnet, damit sie nicht zu späteren Zeitpunkten grundlegende Eingriffe in unser Wirtschafts- und Sozialsystem vornehmen muß.

Politiker sollen dem Wohl des Ganzen dienen. Jetzt stehen sie vor ganz neuen Dimensionen der Verantwortung. Prinzipielle Überlegungen und weitreichende Perspektiven sind gefragt. Stückwerkarbeit wird die Probleme der Zukunft nicht lösen und von der Mehrheit der Bevölkerung auch nicht akzeptiert werden.

Infolge der Bevölkerungsentwicklung stehen vor allem unsere Systeme der sozialen Sicherung vor großen Herausforderungen. In alle möglichen Bereiche wird die Veränderung der Bevölkerungspyramide wirken, wie etwa Arbeitsmarkt, Wohnungsbau, Bildungswesen oder Bundeswehr.

Die Experten, die auf dem Fachkongreß der Konrad-Adenauer-Stiftung in Bonn diskutierten, waren sich einig, daß das, was Bevölkerungspolitik eigentlich meint, fälschlicherweise meistens ausgeblendet wird, nämlich die Beeinflussung der Bevölkerungsentwicklung durch staatlich-politische Maßnahmen. Zitat: „Unbekümmert diskutiert man über Geburtenbeschränkung und fordert staatliche Maßnahmen in der Dritten Welt gegen das explosive Bevölkerungswachstum, verbindet jedoch mit dem Gegenstück, der Geburtenförderung, bei uns zahlreiche negative Vorstellungen, die sich insbesondere auf nationalsozialistische Geburtenpolitik und unangemessene Eingriffe des Staates

in die Freiheitssphäre des einzelnen beziehen. Warum sollte aber ein Staat nicht sagen, daß für das Wohl des Gemeinwesens mehr Kinder nötig sind?“

Der Staat, so die Wissenschaftler, sei nie bevölkerungspolitisch neutral. Seine Maßnahmen und Unterlassungen hätten immer Folgen für die Bevölkerungsentwicklung. Daher sei es besser, das Thema offen zu diskutieren und eine angemessene Bevölkerungspolitik zu entwerfen. Aber: Natürlich dürfe man vom Staat nicht zuviel verlangen. Seine Möglichkeiten seien begrenzt. Viel mehr hänge von der Gesellschaft ab, von Wertvorstellungen und Handlungsweisen unserer Bevölkerung.

Ein weiteres Fazit des Fachkongresses: Die Entwicklungen der Bevölkerung und ihre zukünftigen Tendenzen als Faktoren zur Kenntnis zu nehmen und sich auf die absehbaren Folgen einzustellen ist wegen des seit langem vorhandenen Geburtendefizits nötig, aber völlig unzureichend. Ins Zentrum der Betrachtung und des Handelns müssen der Schutz und die Stärkung von Familien und Kindern rücken, und diese Forderung einer familien- und kinderfreundlichen Gesellschaft und Politik muß bevölkerungspolitische Orientierung und Begründung einschließen.

Andreas Breitsprecher

30 Jahre DBwV

Nachdem der Deutsche Bundeswehr-Verband (DBwV) bereits im Juli am Gründungsort Munster sein 30jähriges Bestehen gefeiert hatte, fand nun vor kurzem in Bad Honnef vor zahlreichen Gästen aus Politik, Wirtschaft, militärischer Führung, Kirche und vor Vertretern 17 ausländischer Staaten (darunter Repräsentanten blockfreier Staaten und Staaten des Warschauer Paktes) die zentrale Jubiläumsveranstaltung statt. Dr. Philipp Jenninger, Präsident des Deutschen Bundestages, hielt dabei eine vielbeachtete Festrede. Er forderte unter anderem die Bundesregierung auf, für einen spürbaren Abbau der teilweise unzumutbar hohen Dienstzeitebelastung der Soldaten zu sorgen. Gleichzeitig verwies der Bundestagspräsident darauf, daß der DBwV als Interessenvertretung der aktiven und ehemaligen Soldaten — mit mehr als einer Vier-

telmillion Mitgliedern — zur Verbesserung des Betriebsklimas und des sozialen Friedens in den Streitkräften beigetragen hat. Da zur gleichen Zeit in Bamberg die Zentrale Dienstbesprechung des Leiters des Katholischen Militärbischofsamtes mit den dienstaufsichtsführenden Militargeistlichen und Referatsleitern des Bonner Bischofsamts stattfand, ließ sich Militärgeneralvikar Dr. Ernst Niermann beim Honnefer Festakt vertreten. Für ihn nahm an der DBwV-Veranstaltung Militärdekan Monsignore Walter Theis teil. Dem Verband hatte Dr. Niermann in einer Grußadresse geschrieben: „Der Feierlichkeit wünsche ich einen guten Verlauf. Möge sie dazu beitragen, im Deutschen Bundeswehr-Verband das Engagement für die Interessen des Soldaten als auch den Einsatz für das allgemeine Wohl der Streitkräfte und unseres Landes zu stärken!“

Christian Dewitz

Friedenspreis

Der in seinem Amt für drei weitere Jahre besttigte Sprecher der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen, Clemens Riedel, äußerte sich in München zu der Friedenspreisverleihung an Universitätsprofessor Dr. Wladyslaw Bartoszewski wie folgt:

Aus der Paulskirchenrede des diesjährigen Friedenspreisträgers des Deutschen Buchhandels, Professor Dr. Wladyslaw Bartoszewski, sticht seine strikte Absage gegen jede Manipulation des Friedensbegriffes hervor. In gleicher Form wandte er sich auch gegen ein liberales Friedensverständnis „der eigenen Ruhe und Bequemlichkeit“.

Der Bezug des Friedenspreisredners auf seinen Vorgänger bei gleichem Anlaß, Professor Dr. Karl Jaspers, weist ihn als einen gestalten wollenden Friedenskämpfer aus, der auch unter den deutschen Heimatvertriebenen Gesprächspartner und aktive Mitarbeiter in der Verbreitung für die Plattform eines Friedens finden wird, der auf den sittlichen Werten des alle Völker verbindenden Christentums aufbaut.

(Arbeitsgemeinschaft der Kath. Vertriebenenorganisation)

TASS-Interview mit Winnie Mandela (Harare, 13.2.1986).

„Lange Jahre habe ich auf die Gelegenheit gewartet, dem Land der Sowjets persönlich einen

Kampfesgruß zu überbringen und ihm für seine brüderliche Solidarität zu danken“, begann Winnie Mandela, die Frau des ANC-Führers Nelson Mandela, unser Telefongespräch mit Johannesburg.

„Lassen Sie mich gleich, bevor uns die Polizeispitze unterbrechen, meine vielfältigen Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringen“, sagte sie. „Die Sowjetunion ist eine Fackel für alle unsere Hoffnungen und Gedanken. Wir haben Standhaftigkeit und Tapferkeit von den sowjetischen Menschen gelernt, die uns in unserem Kampf um die Freiheit als Beispiel dienen, als ein Vorbild an Menschen, die der internationalistischen Pflicht treu ergeben sind.“

In Sowjetrußland ist die Volksmacht wahrhaftig aus einem Traum zur Wirklichkeit geworden. Das Land der Sowjets ist ein wahrer Freund und Verbündeter aller unterdrückten Völker, die gegen die dunklen Kräfte der Weltreaktion kämpfen. Die südafrikanischen Patrioten begrüßen und unterstützen die von M.S. Gorbatschow vorgebrachten Friedensangebote mit aller Entschiedenheit.

Diese Initiativen eröffnen den direkten Weg zur Schaffung allgemeinen Friedens und weltweiter Sicherheit, zur Schaffung von Bedingungen, die den gefährlichen Herd internationaler Spannungen im Süden Afrikas angesichts von Kolonialismus und Rassismus beseitigen. Danach streben wir gemeinsam mit der Sowjetunion und der gesamten progressiven Menschheit. Unser Kampf um die Freiheit ist untrennbar verbunden mit der weltweiten Friedensbewegung, als deren Bannerträger ihr großes Land allen vorangeht.

Mit allen anderen friedens- und freiheitsliebenden Völkern kämpfen wir gegen den Todfeind des Friedens, den Imperialismus, als dessen Anführer in unserer Region das verbrecherische Regime der Apartheid auftritt. Unser gerechter Kampf verfolgt ein humanes Ziel — die Schaffung eines friedliebenden und demokratischen Staates, der sich in die Reihe aller progressiven Kräfte einreihen würde. Die Unterstützung durch das sowjetische Volk hat für uns eine besonders große Bedeutung, sie beseelt uns und gibt uns neue Kräfte.

Ich möchte betonen, daß Nelson Mandela, trotz der vielen Jahre im Gefängnis, unverändert vol-

ler Lebenskraft und Energie ist und gewillt ist, die Sache des Volkes bis zum endgültigen Sieg zu verteidigen.“ (Aus „Prawda“ vom 14.2.1986)

Bausteine für ein erneuertes Europa

Bischof Dr. Karl Braun von Eichstätt, neuer Protektor des deutschen Priorats der Militia Sanctae Mariae, hat kürzlich im Wallfahrtsort Wemding die Wallfahrt der jetzt in seiner Diözese lebenden Heimatvertriebenen „als Zeichen des Festhaltens am religiösen, geistigen und kulturellen Erbe der Heimat“ bezeichnet. Die im Zweiten Weltkrieg und danach Vertriebenen „haben zwar ihre Heimat verloren, aber sie sind deshalb nicht heimatlos geworden“. Das Treffen wertete der Bischof „nicht als Signal des Hasses gegenüber den Vertriebern von einst, sondern vielmehr des Verzichts auf Rache und Vergeltung, wengleich auch Heimatvertriebene Recht und Gerechtigkeit erwarten dürfen“.

Nach Auffassung des Eichstätter Bischofs steht Europa vor einer Bedrohung großen Ausmaßes: „Europa ist geistig und moralisch müde. Im Osten wird der Glaube verfolgt, im Westen herrscht eine Anbetung des Materiellen.“ Den Wandel der Gesinnung in unserer Gesellschaft zeige auch die Abtreibungspraxis. Der Bischof bezeichnete sie als erschreckendes Anzeichen dafür, „wie weit wir selbst bereits zu Totengräbern unseres Volkes geworden sind“.

Der Bischof versicherte, daß Maria auch heute glaubenden Christen „in allen Gefahren zur Seite steht“. Die notwendige Erneuerung Europas sei in einer Grundhaltung möglich, „wie sie Maria uns vorzeigt“. Ungerechte Zwänge, Unfreiheit und Unfrieden könnten überwunden werden mit einer Einstellung, die nicht von Ehrgeiz und Machtdenken, sondern von der Bereitschaft und Entschlossenheit zum Dienst geprägt sei. Bischof Braun rief die Teilnehmer der Wallfahrt nach Maria Brünlein zum Annehmen dieser Bausteine und zum Gebet auf, „wie es Maria in der Botschaft von Fatima fordert“. (SJ-MSM)

Geht die ethische Erneuerung in Europa an den Deutschen vorbei?

Eindrücke der evangelischen Psychotherapeutin Christa Meves vom 9. Welt-Familien-Kongress.

„Nichts ist Zufall — gewiß nicht, daß mitten in Paris drei von Terroristen gelegte Bomben hochgingen, während einige hundert Meter davon entfernt im Palais de congrès unbehelligt davon vom 11.—14. September 1986 eine Massenversammlung von 7000 Menschen stattfand. Weitere 2000 hatten wegen Überfüllung abgewiesen werden müssen. Augenfälliger ließ sich die hochgespannte Polarisierung der Zeitströmungen kaum zum Ausdruck bringen. Hier militanter Zynismus, dort auf dem 9. Welt-Familien-Kongreß die Wende zu einem entschiedenen Christentum mit der Ehrfurcht vor dem Menschen im Mittelpunkt. Für mich war es wie ein Traum. Dieser Kongreß, initiiert von der Association Pro vie France mit der Präsidentin Angela Malherbe, proklamierte unter den Beifallsstürmen eines internationalen Auditoriums die Wende zur gläubigen Familienmutter, proklamierte eine Kampfansage für den Schutz der Familie, für das ungeborene Kind, für das Ideal der Reinheit.

Für natürliche Empfängnisregelung

Mitten in Paris, ohne einen einzigen Pfiff des Widerspruchs, kehrte sich ein ganzer Großkongreß ab von der Anti-Baby-Pille, setzte mit einem Aufgebot an hochkarätigen Wissenschaftlern aus aller Herren Länder — besonders der australischen Professoren Billings, Brown und Hume — auf die natürliche Empfängnisregelung und auf verantwortungsbewußte Elternschaft. Von Bravorufen und minutenlangem Beifall umbrandet wurde die Gleichheitsideologie der Geschlechter als unwahr und zerstörerisch in den Orkus geschickt und dem Feminismus als dem Geist unseliger Machtanmaßung der Abschied erteilt.

Die Mutter als Vorbild

Zu den Ausführungen des spanischen Pädagogen P. G. Zerrano jubelnd, sagte man sich in Paris los von der Auslieferung der Kinder an Pornographie, Promiskuität und Perversität und setzte statt auf Simone de Beauvoir auf die ‚obere Mutter‘, die Mutter Maria, als Vorbild. Die Hausfrau, die für ihre Kinder anwesende Mutter, wurde wieder in ihrem unaufgebbaren Wert gesehen. Und Mutter Teresa krönte dies alles, indem sie die Jugendlichen, von denen die Rän-

ge barsten, beschwor, erst ihr eigenes Leben religiös ins reine zu bringen, erst an die Hilfe für die eigenen Nächsten zu gehen, ehe sie nach Kalkutta aufbrächen.

Keine Konzessionen an den Zeitgeist

Der internationale Kongreß der Familie hatte es sich nicht nehmen lassen, vier westeuropäische Altkämpfer aus dieser Geist-Erstürmung der Bastille aus der Sex-Gefangenschaft als Redner einzuladen: die Professoren Viktor E. Frankl und Marion Heitger aus Wien, den Präsidenten der Europäischen Ärzteaktion Siegfried Ernst aus Ulm und meine Wenigkeit. Es war unbeschreiblich. Nach einem Leben einsamen Kampfes und mühsamen Argumentierens habe ich das noch erleben dürfen: Die Wende ist da! Dieser Durchbruch wird sich nicht aufhalten lassen! Endlich wurde hier mit einer Entschiedenheit, die der großen Sache angemessen ist, Ernst gemacht mit der Notwendigkeit, aus dem Geist des Christentums einen eigenständigen, neuen, besseren, menschenwürdigeren und deshalb hoffnungsverheißenden Weg zu finden, einen Weg ohne laute Konzessionen an den Zeitgeist, die doch lediglich Unterminierung bewährter Schutzwälle bedeuten, Wege zu mehr Verantwortung, zu mehr wirklicher Liebe und damit erst zum Glück und zum Überleben.

Gemeinsam das Notwendige tun

Paris bewies: Wir haben es gar nicht mehr nötig, mühsam Statistik gegen Statistik, Argument gegen Argument zu setzen: Wir werden gemeinsam das Notwendige tun! Freilich bleibt die bange Frage: Werden wir Deutschen die Kraft zu einem solchen entschiedenen Aufbruch aufbringen? Aus Paris heimgekehrt, flatterte mir eine Einladung der Evangelischen Akademie Loccum entgegen, die mich mit den Sexkommunarden Helmut Kentler und Günther Amendt als Redner wie seit 1970 zwecks Gesellschaftsveränderung erneut zu schrankenloser Sexualität befreien wollen (mit Hilfe meiner an die Kirche entrichteten Steuergelder); lag in der Post die jüngste Ausgabe der Pro-Familia-Information (mit meinen Steuergeldern subventioniert), wo über Mutter Teresa zu lesen steht: ...diese alte, erfolgreiche Frau, die so gar nicht wie eine Frau aussieht, wenn sie ihre Faust ballt, um zu

beten... Mutter Teresa ist der schlechteste Teil unserer Mütter geworden, den wir als Vorbild ablehnen... Ihre Alpträume von Nonnen..., merkt ihr nicht, daß ihr die Marionetten des Bösen seid?"

Wahlfreiheit der Karriere für Mütter?

Und eine Pressenotiz bringt mich vollends in die Realität unserer Unverbesserlichkeit hierzulande: Unsere Familienministerin will das Tagesmüttermodell der früheren SPD/FDP-Bundesregierung reaktivieren, um den jungen Müttern die Wahlfreiheit zur Karriere zu ermöglichen; denn dieses Modell sei zu Unrecht diskreditiert worden... Machen sich die Industrienationen ohne die Deutschen auf den Weg zur Rettung?" (idu, Nr. 40/1986)

Militärseelsorge kritisch. Pax Christi

Interview

Prälat Niermann: Das kann die Kirche nicht hinnehmen

Militärgeneralvikar hält Pax Christi-Äußerungen für unzulässig

Die Entschließung der deutschen Pax Christi-Sektion mit dem offiziellen Titel „Gewaltfrei widersetzen – Kriegsdienste verweigern – Abschreckung überwinden“ hat inner- wie außerhalb der Kirche große Aufmerksamkeit erzeugt. Über die Erwartungen und Forderungen, die Pax Christi an die Adresse der Bundeswehrsoldaten sowie an die Geistlichen der Militärseelsorge richtet, äußerte sich Militärgeneralvikar Prälat Dr. Ernst Niermann, Leiter des Katholischen Militärbischöfssamtes, am Dienstag, 18. November, in einem Interview der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) in Bonn.

KNA: Die deutsche Sektion von Pax Christi hat mit einer Erklärung zum Thema Verweigerung der Kriegsdienste alle Soldaten, Reservisten und Wehrpflichtige dazu aufgefordert, angesichts der riesigen Waffenarsenale verstärkt über eine Verweigerung des Kriegsdienstes nachzudenken. Wie beurteilen Sie einen solchen Appell?

Niermann: Es ist nicht meine Aufgabe, mich zu rechtlichen oder politischen Aspekten eines solchen Appells zu äußern. Zuerst einmal: Soldaten denken über den grundgesetzlichen Schutz des Gewissens angesichts des Waffendienstes

nach – auch in Form persönlicher Auseinandersetzung. Aus der Sicht von Kirche und Seelsorge halte ich es schlicht für unverantwortlich, wenn sich ein katholischer Verband in der gegenwärtigen Situation so äußert, wie Pax Christi. Die deutsche Pax Christi spricht in der Erklärung von einem „in sich unverantwortlichen Abschreckungssystem“, für das Soldaten als „eigenverantwortliche Träger und direkte Ausführungsgehilfen“ tätig werden. Diese Deutung der Grundlagen deutscher Sicherheitspolitik widerspricht der Position der katholischen Bischöfe, wie sie im Wort „Gerechtigkeit schafft Frieden“ zum Ausdruck kommt, und setzt die Soldaten generell moralisch ins Unrecht. Das kann die Kirche nicht hinnehmen. Ebenso wenig kann es die Kirche akzeptieren, daß ein katholischer Verband zum umfassenden Bruch des Rechtsgesamts aufruft, wenn er darüber hinaus noch die Verweigerung anderer sogenannter „Kriegsdienste“ fordert. So kann man mit einer staatlichen Rechtsordnung in der Demokratie nicht umgehen.

KNA: Wenn man den Gedankengang von Pax Christi bis zu Ende denkt, dann fordert die katholische Friedensbewegung eigentlich die Abschaffung der Bundeswehr. Eine solche Forderung ist in der katholischen Verbändelandschaft dieses Landes einmalig.

Niermann: Kein katholischer Verband hat das bisher gefordert. Ich sehe allerdings auch nicht, daß Pax Christi so weit geht. Der Text der Erklärung erweckt eher den Eindruck, daß man sich Streitkräfte auf der Basis anderer Strategien offensichtlich eher vorstellen kann. Trotzdem, es geht ja um das heute und morgen Verantwortbare. Und da sagt Pax Christi nein zum Beitrag der Bundeswehr zur Sicherung des Friedens. Sie stellt sich damit in einen Gegensatz zu unseren Bischöfen, die in „Gerechtigkeit schafft Frieden“ Auftrag und Dienst der Soldaten in der Bundeswehr – natürlich unter bestimmten Bedingungen und Voraussetzungen – ausdrücklich anerkannt haben. Ich habe keine Hinweise dafür, daß die Bischöfe mittlerweile von dieser Beurteilung der Bundeswehr abgegangen wären.

KNA: Pax Christi sagt ferner, die Kriegsdienstverweigerung sei heute ethisch geboten. Sehen Sie das auch so?

Niermann. Ganz eindeutig und ausdrücklich nein. Die Katholiken in der Bundesrepublik sind durch „Gerechtigkeit schafft Frieden“ dazu aufgefordert, sich ein moralisches Urteil über die Abschreckung als Mittel der Friedenssicherung zu bilden. Die Bischöfe waren sich vollauf im klaren, daß es dabei zu differenzierten und auch unter katholischen Christen unterschiedlichen praktischen Folgerungen kommen kann. Es ist etwas völlig Neues, wenn jetzt ein katholischer Verband den Anspruch erhebt, quasi allgemeinverbindlich zu einem bestimmten Handeln auffordern zu dürfen. Das nämlich meint die katholische Theologie, wenn sie von „ethischen Forderungen“ spricht. Was also das bischöfliche Amt nach sehr genauer Prüfung aus schwerwiegenden Gründen nicht zu entscheiden wagt, löst Pax Christi jetzt im Hau-Ruck-Verfahren. So geht das nicht! Ich halte es überhaupt für in der katholischen Kirche unzulässig, daß Minderheiten ihr Gruppen-Ethos zum ethischen Maßstab aller erheben. Pax Christi sollte eher die eigene Position in einen innerkirchlichen offenen Dialog einbringen, um sich der Kritik anderer Christen zu stellen. Das aber steht noch aus.

KNA: Am Schluß ihrer Erklärung appelliert Pax Christi an die Bischöfe, die Seelsorge für Soldaten so zu gestalten, daß die ethischen Konflikte des Soldatendienstes im Atomzeitalter integraler Bestandteil der Seelsorge sind. Kann dies Aufgabe eines Militärgeistlichen sein, sozusagen dem Soldat die Fragwürdigkeit seines Dienstes deutlich zu machen?

Niermann: Schon in einer pastoralen Grundsatzweisung des Katholischen Militärbischofs aus dem Jahre 1973 heißt es, daß es zu den zentralen seelsorglichen Aufgaben der Militärgeistlichen gehört, den „theologischen Bezugsrahmen“ für berufsethische Probleme der Soldaten zu vermitteln. Der Pfarrer hat keine letzten Antworten vorzugeben, sondern Entscheidungsgrundlagen und Entscheidungshilfen zu vermitteln. Was Pax Christi heute berechtigterweise fordert, gehört seit eh und je zum Dienst der Militärgeistlichen. Sie leisten ihn inhaltlich auf der Grundlage der kirchlichen Lehre, hier also besonders von „Gerechtigkeit schafft Frieden“ — und zwar unverkürzt und ohne interessierte Umdeutungen. Ich freue mich, daß die katholischen Soldaten der Bundeswehr diesen

Dienst der Orientierungshilfe annehmen. Die meisten von ihnen sind nämlich nachdenkliche Leute, die die moralische Pflichten ihres Berufes und die damit möglicherweise verbundenen Konsequenzen ernst nehmen. Soldaten wissen, was sie tun, und sie wissen auch um ihre christliche Verantwortung. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich die Delegierten von Pax Christi dieser Tatsache wirklich bewußt würden. Auch heute ist nach meiner Überzeugung ein Dialog unter katholischen Christen über sicherheitspolitische Grundsatzfragen durchaus noch möglich.

Interview: Josef Schlösser

(KNA)

ZdK-Vollversammlung

Am 21. und 22. November 1986 hielt das Zentralkomitee der deutschen Katholiken in Bonn-Bad Godesberg seine Vollversammlung ab.

Die umfangreiche Tagesordnung war zur Pressebesprechung am 21.11. noch nicht soweit abgewickelt, daß zwei wichtige Punkte der Presse mitgeteilt werden konnten: Erklärung zur Wahl und Stand der Wahlen des ZdK. (s.S. 71)

Inzwischen wurde deutlich — über Rundfunk und Fernsehen, daß das ZdK zwei Themenbereiche für den Wahlauftritt besonders betont:

- Grundwerte wahren und
- Leben fördern.

Es wird den — allen Parteien — eindringlich ans Herz gelegt, dem Leben in jeder Beziehung den Vorrang einzuräumen. Das beinhaltet die Lebensräume — Familie, Erziehung und Bildung, Natur, Arbeitswelt, Freiheit und Frieden und Zeit —, zu schützen, auszubauen und zu verbessern. Es wird nicht bestritten, daß Fortschritte gemacht wurden (z.B. Familienpolitik), aber es wird eindringlich gemahnt, noch mehr zu tun. Arbeitswelt und Energiepolitik bedürfen der sorgfältigen Überprüfung und Entwicklung.

Aber alle Maßnahmen müssen sich prüfen lassen am Handeln aus *christlicher Verantwortung*.

Die Wähler aber werden (dringend) gebeten, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen und am 25.1.1987 eine Wahl aus christlicher Verantwortung zu treffen. Wählen heißt nicht, sich der Wahl entziehen. H.F.

Achtung und Anerkennung

Der H.H. Militärbischof hat Ende Oktober durch Militärdekan Msgr. Walter Theis, Oberstleutnant a. D. Wilhelm Lehmkämpfer und Oberfeldwebel Walter Hütten den Päpstlichen Orden „Pro Pontifice et Ecclesia“ überreichen lassen.

In der Laudatio wurde Herrn Lehmkämpfer für seine seit vielen Jahren geleistete Arbeit als Redakteur in auftrag gedankt. Seiner gründlichen Arbeit als Chronist ist es zu danken, daß vieles in der GKS, was in der Hast des Tages untergegangen wäre, kommenden Generationen als Information erhalten bleibt.

Herr Hütten ist seit langen Jahren der stellvertretende Bundesvorsitzende der GKS. Mit seinem Engagement hat er einen besonderen Beitrag zum Erhalt der Gemeinschaft geleistet, besonders zu der Zeit als der Bundesvorsitzende eine zeitlang wegen Krankheit ausfiel. Mit großem Takt hat er die GKS national und international oftmals vertreten.

Die zahlreichen Glückwünsche, auch aus den Reihen der Leser, zeugen von der Anerkennung und Achtung, die sich unsere beiden so ausgezeichneten Freunde in ihrer langjährigen Tätigkeit im Bereich unserer Kirche und der Militärgemeinde erworben haben.

Herzliche Gratulation.

Das aktuelle Buch

Ein Sack voll Gold

Una Troy, Deutscher Taschenbuch Verlag, 211 Seiten, Paperback, ISBN 3-423-10619-0. München 1986.

Bisher kennt Kate Wilson Castlebarry nur aus den Schilderungen ihrer Schwester Eleanor: ein kleines irisches Dorf, ein gutes Stück von Dublin entfernt. Fast jeder Dorfbwohner arbeitet bei dem Textilfabrikanten Barry, dem Schwiegervater von Eleanor. Nach dem plötzlichen Tod des alten Barry soll Kates verwitweter Schwager Charles Barry die Fabrik leiten. Deshalb verläßt die junge Schriftstellerin London und ihre Freunde, um ihm und seinen drei Kindern nach dem frühen Tod von Eleanor den Haushalt zu führen. Viel Arbeit wartet auf die agile junge Frau, vor allem aber wird sie mit zahlreichen heiklen Problemen konfrontiert, die ihr nicht nur die fragwürdigen Geldgeschäfte ihrer Verwandten, ihre neuen, teilweise exzentrischen Nachbarn, sondern auch wie quiriligen Zwillinge, der heranwachsende Simon und nicht zuletzt ihr Schwager Charles selbst bereiten. Für immer wollte Kate deshalb eigentlich nie in Castlebarry bleiben, aber eines Tages wendet sich plötzlich alles zum Guten.

Una Troy, die 1913 in Irland geboren wurde, in Dublin studierte und heute zusammen mit ihrer Familie in ihrer irischen Heimat lebt, gelingt es immer wieder, den Leser zu fesseln und neugierig zu machen auf den Ausgang dieser heiteren Familiengeschichte.

Das vorliegende Taschenbuch ist die deutsche Erstausgabe dieses 1979 in England erschienenen Romans.

E.A.F.

Kardinal Graf von Galen

von Günther Beaugrand, Paul Pattloch Verlag, Aschaffenburg 1985

Dieses von Günther Beaugrand geschaffene Werk steht in der von P. Gerhard Eberts herausgegebenen Reihe „Große Gestalten des Glaubens“.

Das Kardinal Graf von Galen, Bischof von Münster (1933–1946), zu einer der ganz großen Glaubensgestalten unseres Jahrhunderts in der Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands zählt, ist weithin geläufig. Weniger geläufig scheint aber das Wissen um seine Aktualität in der Auseinandersetzung der Kirche mit jenen Kräften, die mit ihr bezüglich ihrer Initiative „Wähle das Leben“ im Widerstreit stehen.

Kardinal Graf von Galen ist in den Jahren des Kampfes der Kirche mit den Machthabern des „Dritten Reiches“ öffentlich und furchtlos für die Wahrung von Freiheit und Recht eingetreten; er würde es heute im Blick auf „Wähle das Leben“ nicht weniger freimütig tun.

Günther Beaugrand verdient Dank dafür, daß er einmal die Erinnerung an Kardinal Graf von Galen, 40 Jahre nach dessen Tod, wachruft, und zum anderen dafür, daß er den Bischof von Münster auch als ein Vorbild der Standfestigkeit gegenüber falschen Alternativen in unseren Tagen in den Vordergrund rückt. Insoweit erhellt sein Werk nicht allein zeitgeschichtliche Daten und Fakten, sondern auch Motivation für rechtes Verhalten im relevanten Tagesgeschehen.

Das Buch Beaugrands enthält keine lückenlose Biographie des Kardinals, das kann und will es auch nicht. Was es aber kann und will, ist der Versuch, „die Persönlichkeit Graf von Galens in den entscheidenden Stationen seines Lebens in Text und Bild darzustellen und so einen Beitrag dafür zu leisten, den Wert der Glaubens- und Gewissensfreiheit, für die er unbeirrt von Menschenlob und Menschenfurcht eingetreten ist, wieder ins Bewußtsein zu rücken“.

Dieser Versuch ist gelungen, denn G. Beaugrand hat es geschafft, den Kardinal präzise und prägnant, getreu seinem Wahlspruch „nec timore, nec laudibus“, uns Heutigen, auch den Jüngeren und Jungen, vor Augen zu führen. Dafür ein paar Beispiele:

— „Zu denen, die schon früh das wahre Gesicht des Nationalsozialismus erkannten, gehörte Clemens August Graf von Galen. Schon bald nach seiner Bischofsweihe am 28. Oktober 1933 hat er in aufrüttelnden Hirtenbriefen und Predigten offen seine ablehnende Haltung gegenüber dem NS-Regime bekundet und sich durch keine Drohungen einschüchtern lassen...“

— Aus seinem ersten Hirtenbrief: „Nicht Menschenlob, nicht Menschenfurcht soll uns bewegen! ... Ihr habt als Herde Christi ein Recht darauf, daß euch die geoffenbarte Wahrheit vollständig, unverändert und unverfälscht gepredigt wird... Ich will darüber wachen, daß kein Irrtum und keine Irrlehre sich in die Lehre und den Glauben der münsterischen Kirche einschleiche. Weder Menschenlob noch Menschenfurcht soll mich daran hindern...“

Graf von Galen handelte entsprechend; wie dies geschah, behandelt G. Beaugrand ausführlich in den Kapiteln: „Der Oldenburger Kreuzkampf“, das die Ereignisse um die Entfernung der Kreuze und Lutherbilder aus den Schulen wiedergibt; „Der Kampf gegen den Mythos Alfred Rosenbergs“, das das scharfe Vorgehen des Bischofs gegen die fragwürdigen Theorien Rosenbergs schildert; „Die Enzyklika ‚Mit brennender Sorge‘“, das des Bischofs Mitwirken am Zustandekommen dieser Enzyklika und ihrer Verbreitung in der Diözese Münster darstellt; „Sturm auf die Klöster“, das das Verhalten und Vorgehen des Grafen gegenüber den Verantwortlichen in Westfalen und im Reich behandelt.

Kernstück des Werkes von Beaugrand bildet das Kapitel „Die drei großen Predigten“, die Graf von Galen im Sommer des Jahres 1941 gehalten hat.

Diese Predigten kennzeichnen den „Löwen von Münster“ und rechtfertigen diese Bezeichnung (vgl. hierzu den Beitrag „Flucht in die Öffentlichkeit“ — Der Gewissensentscheid des Bischofs von Münster 1941 — von W. Lehmkämer in „auftrag“ Nr. 158/159, S. 7 ff.).

Die drei gewaltigen Predigten erfahren weiteste Resonanz; auch bei evangelischen Christen. G. Beaugrand läßt in diesem Zusammenhang u. a. Ricarda Huch, die Dichterin, und einen Major aus Berlin-Charlottenburg zu Wort kommen. Ricarda Huch schreibt dem Bischof: „Erfahren zu müssen, daß unserem Volk das Rechtsgefühl zu fehlen scheint, war wohl das Bitterste, was die letzten Jahre uns gebracht haben. Die dadurch verdüsterte Stimmung erhellte sich, als Sie, hochverehrter Herr Bischof, dem triumphierenden Unrecht sich entgegenstellten und öffentlich für die Verunrechteten eintraten. Das Bewußtsein, den Forderungen des Gewissens genug getan zu haben, ist mehr wert als der Beifall der Menschen. Nicht um Sie zu stärken, schreibe ich Ihnen, sondern weil ich annehme, es sei Ihnen erfreulich zu wissen, daß es viele gibt, die sich Ihnen von ganzem Herzen verbunden fühlen. Ich bitte Sie, mich als die Stimme der vielen zu betrachten, die Ihnen ergeben sind.“

Unter dem Datum des 16. August 1941 schreibt der Major: „Als evangelischer Christ möchte ich Ihnen, sicher auch im Sinne vieler meiner Glaubensgenossen, für das mannhafte Eintreten für das Christentum in dieser furchtbaren Zeit danken.“

Für das Christentum mannhaft einzutreten, verlangt auch unsere Zeit. Kardinal Graf von Galen, der Löwe von Münster, setzt dafür beispielgebende Zeichen. G. Beaugrand trägt mit seinem Werk dazu bei, die Leitlinien des Kardinals aufzuspüren und sich danach aus- und daran aufzurichten.

Wilhelm Lehmkämer

Sardinien, ein Land der Kindheit

Elio Vittorini, *Sardegna come un'infanzia*. Übersetzung, Nachwort und Anmerkungen von Sabine Schneider. Deutscher Taschenbuch Verlag. 127 Seiten, Paperback, ISBN 3-423-09230-0. München 1986.

Für seinen Roman „Sardinien, ein Land der Kindheit“ erhielt Elio Vittorini 1932 den „Premio bandito dall'Italia letteraria“, einen von der Zeitschrift „Italia letteraria“ für das beste Tagebuch ausgesetzten Literaturpreis. Im selben Jahr noch erschienen in dieser Zeitschrift die ersten Folgen des Werkes.

Der Roman Vittorinis, der 1936 zunächst unter dem Titel „Nei Morlachi. Viaggio in Sardegna“ erschien, wurde 1953 in Mailand bei Mondadori unter seinem endgültigen Titel „Sardegna come un'infanzia“ veröffentlicht. Jetzt liegt er in einer zweisprachigen Ausgabe vor.

Wenige Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg unternahm Vittorini zusammen mit einigen Freunden eine Reise durch Sizilien, zu den Wurzeln seiner Herkunft, zu den Ursprüngen. Sie reisen teils per Eisenbahn, teils mit dem Auto, mit dem Schiff und auch zu Fuß. Das Werk „läßt spüren, daß er (Vittorini) sich in Sardinien wieder in die Kindheit des Herzens zurückversetzt fühlte“. Vittorini beschreibt hier das in der Wirklichkeit einer Reise in Raum und Zeit gewonnene Glück. Durch diese Reise nämlich hat der Schriftsteller die unverdorrene Natur der Insel entdeckt, und hier findet er die seit seiner Kindheit verlorene Freude wieder.

Ein sehr wichtiges Stilmittel Vittorinis in diesem Roman ist die Überlagerung verschiedener Ebenen: da sind die Erinnerung und die Wirklichkeit der Kindheit und der Insel sowie die Erinnerung und Wirklichkeit der Reise.

Leben und Werk des am 23. Juli 1908 in Syrakus auf Sizilien geborenen und 1966 in Mailand gestorbenen Vittorinis sind durchdrungen von persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen seiner Heimat und der politischen Situation seiner Zeit (Spanischer Bürgerkrieg, Faschismus, Widerstand, Verbot seiner Schriften). Immer wieder kehren — so auch hier — die Motive der Kindheit in Süditalien und die Suche nach den Ursprüngen und den Wurzeln. Fast alle Gestalten seiner Romane und Erzählungen sind Heimatlose, die Stadt taucht immer wieder als Symbol für die gestaltete Gesellschaft auf.

Dieses Taschenbuch enthält den sehr schönen italienischen Originaltext mit einer seiten- und satzweise gegenübergestellten deutschen Übersetzung, die versucht, über das bloße Übersetzen hinaus auch etwas von dem poetischen Pathos Vittorinis wiederzugeben.

Für den „ehrlichen“ Leser stellt ein solches zweisprachiges Werk sicher eine Bereicherung dar; für viele wird es jedoch eher eine Verlockung sein, anstelle des originalsprachigen Textes die deutsche Übersetzung zu lesen.

E.A.F.

Die große Liedertruhe

Horst Seeger, Unsere schönsten Volkslieder, Auswahl Horst Seeger, Illustrationen von Egbert Herfurth, Verlag Herder, 312 Seiten gebunden, ISBN 3-451-20497-5, Freiburg-Basel-Wien 1986.

Volkslieder sind auch heute noch lebendig. Sie haben ihr Zuhause im Kindergarten, in den Schulen und in den Familien. Die „Große Liedertruhe“ stellt 250 Volkslieder aus fünf Jahrhunderten zusammen. Der Herausgeber, der zweifellos eine Ausnahme treffen mußte, versteht dieses Buch als eine Art Einladung, sich der Volkslieder wieder zu erinnern, sie wieder zu singen und den Kindern und Kindeskindern weiterzugeben. Aus diesem Grund sind jeweils Texte und Melodie abgedruckt. So enthält die Liedertruhe Scherz- und Tanzlieder, Soldaten-, Wander- und Zunftlieder, Liebes- und Schlaflieder, Märchen, Erzählungen und Balladen. Diese Auswahl beinhaltet sowohl Lieder, deren Urheber unbekannt ist, als auch solche, deren Verfasser und Herkunft überliefert wurden. Auf jeden Fall sind es Lieder, die sich bis heute lebendig gehalten haben. Der Grafiker Egbert Herfurth illustrierte das Buch mit zahlreichen farbenfrohen Bildern.

E.A.F.

Anleitung zum Glaubensbekenntnis

Dieter Emeis, Ein kleiner Katechismus, Herder Verlag, 96 Seiten, Paperback, ISBN 3-451-20656-0, Freiburg-Basel-Wien 1986.

Mit seiner „Anleitung zum Glaubensbekenntnis“ möchte der Autor versuchen, dem Christen von heute bei einer Antwort auf die Fragen „Was ist für meinen persönlichen Glauben und für den christlichen Glauben insgesamt eigentlich das Wichtigste?“ und „Wie können wir heute den Glauben konkret leben?“ zu helfen. Dabei spricht der Münsteraner Pastoraltheologe nicht distanziert über Glaubensprobleme, sondern bringt in einfacher, verständlicher Form zur Sprache, was das Apostolische Glaubensbekenntnis für den Menschen bedeutet, und zeigt auf, wie jeder Einzelne aus diesen Grundsätzen des Glaubens heraus sein Leben gestalten kann. Jede einzelne Aussage des Credo wird dabei für sich erschlossen und auf das praktische Leben bezogen. Am Ende jedes Abschnittes stehen Frageimpulse, über die man nachdenken oder mit anderen sprechen kann.

Die Zahl der religiösen Bücher und Schriften nimmt ständig zu. Nicht alle dieser Neuerscheinungen sind für den suchenden und fragenden Christen hilfreich. Zum Teil überfordern sie den Leser in sprachlicher Hinsicht, zum Teil setzen sie auch zuviel Wissen voraus. Der Autor dieses Büchleins nun versucht, einen Mittelweg zu gehen. Er bemüht sich, eine Sprache zu finden, die auf Worte verzichtet, die nur Theologen verständlich sind, und versucht, eine bekennende Sprache zu finden. Das heißt eine Sprache, die nicht in erster Linie Sachinformationen geben, sondern vor allem bezeugen bzw. andere zum Zeugnis ermutigen will.

Emeis geht dabei nicht vom großen, sondern vom Apostolischen Glaubensbekenntnis aus und bleibt auch bei seinen Antworten und Erklärungen bei einem ökumenischen Akzent.

In jedem Fall hat es der Verfasser verstanden, die vielfach üblichen Simplifikationen weitgehend zu vermeiden und somit seinen Aussagen — besonders durch das Bekenntnishafte — Kraft zu verleihen.

Insgesamt ein Buch, das persönliche Antworten gibt, Fragen aufwirft, Lösungen andeutet und somit helfen kann, die eigene Position im Glauben zu finden. Dem Leser wird außerdem vor Augen geführt, wie zeitlos, ja aktuell das Glaubensbekenntnis ist.

E.A.F.

Liebe wärmt wie Sonnenschein

Adalbert Ludwig Balling, Fotografie und Gestaltung von Werner Bleyer, Herder Verlag, 96 Seiten, ISBN 3-451-20784-2, Freiburg-Basel-Wien 1986.

Um zwei Grundgedanken kreist dieser Text-Bild-Band: „Liebe lebt von lauter lebenswürdigen Kleinigkeiten“ (Theodor Fontane) und „besonders glücklich bin ich, wenn einer glücklich ist, den ich liebe“ (japanisches Sprichwort). In kurzen, meditativen Texten, die der Autor drei Kapiteln zuordnet, versucht er zu zeigen, daß Liebe und Zuneigung keine fernen, sondern „erdnahe“ Dinge sind oder zumindest sein sollten. Die Texte stammen zum Teil aus der Feder des Autors selbst, zum Teil läßt er aber auch andere, wie zum Beispiel Bischof Klaus Hemmerle, Picasso, Brentano oder Franz von Assisi sprechen. Begleitet werden die Gedankengänge des Autors von recht ausdrucksvollen Bildern des Fotografen Werner Bleyer, aus dessen Hand auch die Gesamtkomposition des Büchleins stammt.

Dieses Buch ist der dritte Band einer Reihe. Die beiden ersten sind unter den Titeln „Wenn die Freude Flügel hat“ und „Wo das Glück zu Hause ist“ erschienen.

E.A.F.

Wie ein Sonnenstrahl

Alfred Müller-Felsenburg, Texte zum Freuen, Pattloch-Verlag, 48 Seiten, Aschaffenburg 1986.

Mit seinen meditativen Texten möchte der Autor, der 1949 zur katholischen Kirche konvertierte, seinen Lesern in erster Linie Mut machen. Er sieht die „Texte zum Freuen“ und die Farbbilder als eine

Art Rezept oder Hilfsmittel gegen die Last der Verzweiflung und die vielfältigen Alltagsnöte. Denn, „wenn wir die angeblich banalen Dinge und Erscheinungen um uns wieder genauer betrachten, wenn wir bereit sind, nicht von vornherein alles schwarz in schwarz zu sehen, dann gelingt es uns eher, das Freuen wieder einzuüben; denn das will gelernt sein“, so der Autor in seinem Vorwort. So stellt Müller-Felsenburg seine meditativen Texte jeweils unter eine Überschrift, die ihrerseits bereits Freude, Vertrauen, Hoffnung, Positives ausdrückt.

E.A.F.

Botschaft der Berge

Reinhold Stecher, Tyrolia-Verlag, 100 Seiten, 25 Farbbilder, Innsbruck-Wien 1986.

Dieses Buch möchte, so der Autor Reinhold Stecher, Bischof von Innsbruck, helfen, die Berge zu erschließen. Aber nicht mit neuen Liftanlagen, Pisten und Parkplätzen. Vielmehr soll mit Hilfe von Bildern und Gedanken der innere Reichtum der Berge erspürt und erfahrbar gemacht werden. Darum wendet sich der Autor an jenen Bergsteiger und Bergwanderer, der auf den Höhen der Berge mehr sucht als Fitness, Leistung und Sonnenbräune. Begleitet werden die wirklich eindrucksvollen Farbfotografien von nicht allzulangen Texten, die wie eine Art Beschreibung dazu sind. Das Buch regt zum Meditieren und Nachdenken an. Die Fotos und Texte zeigen die Bergwelt von ihren vielen verschiedenen Seiten: Da sind die schweigenden und ruhenden Berge ebenso wie die widerhallenden und berauschenden Berge, die fordernden und gefährlichen wie die gefährdeten Berge.

E.A.F.

Vater ist mein Freund

Christel und Michael Rosenfeld, Herder Verlag, 72 Seiten, 40 Fotos, gebunden, ISBN 3-451-20773-7, Freiburg-Basel-Wien 1986.

Die Kinderbuchautorin Christel Rosenfeld hat fotografiert, Michael und der sechsjährige Malte Rosenfeld waren ihre „Fotomodelle“. Den Bildern sind Texte von Schulkindern zugeordnet, die Zuneigung, Wünsche, aber manchmal auch ernst zu nehmende Kritik am Vater ausdrücken. Die Fotos zeigen Vater und Sohn beim Rumtollen im Garten, beim Drachensteigen am Meer, beim Möhrenputzen, Wäscheaufhängen und Spazierengehen.

Hier und in den weiteren fotografisch festgehaltenen Situationen wird überall deutlich, daß die Beziehung zwischen Vater und Sohn geprägt ist von gegenseitigem Vertrauen.

Während die Farbfotografien den Betrachter ansprechen und der Intention der Herausgeber, den Vater als Freund des Kindes zu zeigen, entsprechen, scheinen die Bildunterschriften oft eher aus dem Mund eines Erwachsenen zu stammen. Sie erwecken zum Teil den Eindruck, als wären sie den Kindern nur in den Mund gelegt. In keinem Fall aber entsprechen sie den Gedanken eines sechsjährigen Kindes, das auf allen Fotos gezeigt wird.

E.A.F.

Lernen von Maria

Gespräche mit jungen Menschen, Carlo Maria Martini, 1986, Verlag Neue Stadt, Gleißnerstraße 87, 8000 München 83, Reihe: Hilfen zum christlichen Leben, 80 Seiten, ISBN 3-87996-188-3.

Das Urbild der Gottesmutter bestimmt den Inhalt dieses Büchleins, Maria als Frau der Versöhnung, als Verkörperung der Liebe und Güte. Was können wir durch sie lernen?

Entstanden aus den Aufzeichnungen und Meditationen des Mailänder Erzbischofs, Kardinal Carlo Maria Martini SJ, in seinen monatlichen Begegnungen mit Jugendlichen im Mailänder Dom, soll diese Schrift eine Lebensorientierung aus dem Wort Gottes am Beispiel Mariens darstellen.

Auszüge aus den Evangelien sind die zugrundeliegenden Ausgangspunkte für die Gedanken, die hier zum Ausdruck kommen. Der Jesuit und Seelsorger Martini deutet die Bibeltexte und entwickelt daraus mögliche Handlungsanweisungen für unser heutiges reales Leben. Dabei geht es nicht so sehr um eine Marienfrömmigkeit als um eine konkrete Lebensgestaltung, die auf der Heiligen Schrift basiert und bei der Maria Schwester und Vorbild sein kann.

Der Kardinal zeigt Grundhaltungen Mariens auf — ihre Aufmerksamkeit, ihr Konkretsein, ihr Hören auf die Stimme Gottes, ihre Lieben mit zärtlichem Herzen und ihre Hingabe —, die wir dann jeweils auch an uns selbst überprüfen sollen. In „Fragen an uns“ will er uns zum Nachdenken über das Gesagte anregen. Was tat Maria? Was tun wir?

Wir finden in den Aussagen dieses Buches generelle Verhaltensmuster, die der einzelne auf seine Person übertragen und für sich selbst konkretisieren kann.

„Lernen von Maria“ — Maria soll uns zeigen, wie wir unser Leben gestalten können, um zum inneren und äußeren Frieden zu gelangen. In dieser Absicht hätte sich Martini allerdings noch intensiver an der Gottesmutter orientieren, ihr vorbildhaftes Verhalten an zahlreicheren Beispielen demonstrieren sollen. Die gewählten sind nicht immer ganz offensichtlich. Das Niveau des Beginns wird leider nicht bis zum Schluß durchgehalten. Insgesamt zeigt die Schrift jedoch den richtigen Weg.

C.S.

Frei werden von Angst

Wege zum inneren Frieden, Paul Schruers, Verlag Neue Stadt, Gleißnerstraße 87, 8000 München 83, 1986 in der Reihe: Hilfen zum christlichen Leben, 104 Seiten, ISBN 3-87996-177-8.

Der belgische Bischof und ehemalige Studentenseelsorger Dr. theol. Paul Schruers schreibt, es sei unsere eigentliche Berufung, Menschen des Friedens zu sein, dennoch erführen wir in unserem Herzen immer wieder Unfrieden und Unversöhnlichkeit. Darin komme eine innere Abwehrhaltung gegenüber der Liebe Gottes zum Ausdruck: „Wir haben nicht den Mut, uns dieser Liebe ganz anzuvertrauen. Ist deshalb unser Herz oft so ängstlich und aggressiv?“

Zurückgreifend auf einen langen Erfahrungsschatz, Gebete, Einkehrtage und Gespräche mit Freunden, versucht der Autor im vorliegenden Buch, dem Ursprung dieser Angst auf die Spur zu kommen und ihr zu Leibe zu rücken.

Eines der dringlichsten Probleme unserer Zeit ist der Friede unter den Völkern, und Aufgabe der Christen ist es, sich nach Kräften für dieses Ziel einzusetzen. Paul Schruers im Vorwort: „Ich bin zutiefst davon überzeugt, daß über das von uns allen so leidenschaftlich angestrebte Ziel des Friedens in der Welt hinaus dem Frieden im eigenen Herzen eine entscheidende Bedeutung zukommt.“ Es besteht eine enge Symbiose zwischen dem äußeren Frieden und dem Frieden und Einverständnis mit sich selbst. Das eine geht nicht ohne das andere. Deshalb muß es unsere tiefste menschliche Berufung sein, zum Frieden im Herzen zu gelangen, so Schruers.

Beim Lesen ertappt man sich immer wieder in dem Bemühen, die beschriebenen Sachverhalte am eigenen konkreten Leben festzumachen, und gerade das ist das Fesselnde dieses Buches. Man entwickelt Gedanken, die nicht in der Oberflächlichkeit hängen bleiben, sondern auf den Grund der eigenen Persönlichkeit geben. Wie ist unser Verhältnis zu unserer nächsten Umwelt, zu unseren Mitmenschen und Freunden? Wie drücken sich unser gelegentlicher Unmut und unser Unfriede aus? Wo liegen ihre Ursachen?

Im Laufe der Lektüre wird der eine oder andere sicherlich einige Wege des Erkennens seiner selbst beschreiten können und dem tieferen Bewußtsein seiner Verhaltensweisen und Gefühle auf die Spur kommen.

Klar und eindringlich geschrieben, wird der Titel seinem Namen gerecht: Frei werden von Angst — Wege zum inneren Frieden. Paul Schruers muß ein leidenschaftlicher Seelsorger gewesen sein, um derartig vielfältige und tiefgehende Erfahrungen sammeln zu können.

C.S.

Hat Jesus dies gewußt?

Christsein in unserer Zeit, hg. von Robert Pfützner, 1986, Verlag für Gemeindepädagogik, Robert Pfützner GmbH, Sandstraße 3, 8000 München 2, 96 Seiten, ISBN 3-87531-915-X.

Inwieweit können die Aussagen der Bibel brauchbare Anweisungen und Orientierungshilfen für unser Handeln heute sein? Was kann Jesus — als Mensch wie wir — über unsere heutige Arbeitswelt und Freizeitwelt gewußt haben?

Dies sind Fragen, mit denen sich immer mehr Menschen beschäftigen in einer Epoche, in der Technik und Wissenschaft unser Denken bestimmen. Soll man sich für oder gegen Kernkraft einsetzen? Wie ist die Zerstörung unserer natürlichen Umwelt aufzuhalten, wie Hunger und Not in der Dritten Welt wirkungsvoll zu bekämpfen?

Viele Menschen schwanken in der heutigen Zeit zwischen Angst und Zuversicht. Das Bedürfnis nach einer festen, klaren Orientierung wächst. In einer Situation der Ratlosigkeit sind gute Ratgeber gefragt.

Die Worte der Bibel, die Evangelien waren viele Jahrhunderte hindurch für einen großen Teil der Menschen die Quelle einer tragfähigen Lebensweisheit. Sie entnahmen der Heiligen Schrift grundlegendes Heil- und Lebenswissen. Gilt das aber auch für den Ratsuchenden von heute? Was weiß Jesus von Atomwaffen und Gentechnologie, von Computern oder Bevölkerungswachstum? Kann man die Lebensverhältnisse von heute in Beziehung setzen zur Botschaft Jesu?

„Jesus hat nicht alles gewußt, aber er wußte, was alles entscheidet“ — so behaupten Hans-Joachim Petsch und Robert Pfützner, zwei der sieben Autoren, die dieses Büchlein zusammengestellt haben, in der Einleitung. Und „der Glaube an Jesus Christus kann erst einmal mit dieser Erfahrung beginnen“, lesen wir im Schlußwort. Aber anders als früher geht es uns nur darum, diesen Glauben durch eigene Erfahrungen und Entdeckungen zu erproben. Das jedoch ist in unserer hochkomplizierten Welt für den einzelnen allein kaum möglich.

Gemeinsam mit anderen sollen in der Diskussion über den richtigen Weg Jesu Auftrag und der weltliche Sachverstand zusammenkommen. Das wünschen sich die sieben Autoren — Theologen wie Laien: die Gemeinde — der Ort, wo im Namen Jesu darum gerungen wird, seine Botschaft für unsere Zeit und ihre Aufgaben richtig zu verstehen und sie in unser Leben umzusetzen.

Zweifarbiger Druck sowie Abbildungen und Statistiken sind der Übersichtlichkeit bei der Darstellung von Vergangenheit und Gegenwart sehr förderlich. Wesentliche Aussagen sind durch Hervorhebungen gut gekennzeichnet. Das ausführliche Inhaltsverzeichnis tut ein übriges. Besonderer Wert — im Hinblick auf die Themenstellung: Hat Jesus dies gewußt? Christsein in unserer Zeit — wird auf die Gegenüberstellung von damals und heute gelegt. Der Vergleich unserer heutigen mit der früheren Zeit soll den Wandel der Lebensverhältnisse verdeutlichen. So werden in sozusagen chronologischer Reihenfolge die Punkte: „Lebensumstände in biblischer Zeit“, „Wie hat Jesus zu den Menschen seiner Zeit gesprochen?“, „Wandel der Wertung menschlicher Arbeit; Ein Brückenschlag über zwei Jahrtausende“, „Dies hat Jesus uns über alle Zeiten hinweg gesagt“, „Die wichtigsten Risiken unseres Lebens und unserer Arbeitswelt heute“, „Wirkungen und Formen unserer Arbeitswelt“, „Vor welchen Problemen stehen wir wirklich?“ und „Die Herausforderung an uns Christen heute“ besprochen.

Die Herausforderung an uns Christen heute: die alle Zeiten überdauernden Wahrheiten, die Jesus gewußt und gelehrt hat, im eigenen Leben neu verwirklichen — inmitten der Gegebenheiten, Voraussetzungen, Risiken und Chancen unserer Zeit. Jeder von uns sei dazu aufgerufen. Das Buch gibt gute Verdeutlichungen und Anregungen; es macht die Probleme der gegenwärtigen Zeit bewußter.

C.S.

Preiswert reisen

Michael Bunge, Brüssel, Hayit Verlag GmbH, 207 Seiten, Paperback, ISBN 3-922145-94-9, Köln 1986.

In diesem Stadtführer stellt der Autor seine Stadt Brüssel vor, in der er aufgewachsen ist. Dabei möchte er die belgische Hauptstadt von allen Seiten zeigen, das heißt, er möchte dem Besucher der Stadt nicht nur die Sehenswürdigkeiten, die Brüssel zu bieten hat, aufzeigen, sondern ihn auch bekanntmachen mit Typischem und weniger Bekanntem. Deshalb kommen Hintergrundinformationen von der Geschichte der Stadt über Land und Leute bis zu den illustren Gästen der Stadt in diesem Büchlein nicht zu kurz. Aspekte wie zum Beispiel das Verhältnis zwischen Flamen und Wallonen werden — wenn auch nur sehr kurz — angesprochen.

Der Schwerpunkt liegt jedoch auf dem umfangreichsten Kapitel „Praktische Informationen von A–Z“. Hier findet man in alphabetischer Reihenfolge praktische Hinweise für den Aufenthalt in dieser Stadt.

Die enthaltenen Karten sind sehr ungenau, da Sehenswürdigkeiten zwar eingezeichnet sind, Straßennamen aber größtenteils fehlen.

In einigen Kapiteln, wie zum Beispiel „Ausländer in Brüssel“, fehlen leider die Quellenangaben zu den genannten Zahlen. Der Leser dieser ersten Auflage muß darauf achten, daß einige Angaben zur Zeit des Erscheinens wohl gültig waren, er sich aber in der Folgezeit nicht unbedingt darauf verlassen kann. Dies ist besonders bei diesem Stadtführer von Bedeutung, da er ja gerade aktuelle und nicht nur zeitlose Informationen geben will.

Daß die Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis teilweise nicht mit der tatsächlichen Seitennumerierung übereinstimmen, erweckt den Eindruck von oberflächlicher Überarbeitung des Städtetführers.

E.A.F.

Licht

Salesianische Zweimonatsschrift. Herausgegeben von Oblaten des hl. Franz von Sales, Franz-Sales-Verlag, 8087 Eichstätt/B.

In dieser im Abstand von zwei Monaten erscheinenden Zeitschrift sehen die Oblaten des heiligen Franz von Sales eine Möglichkeit, ihren Lesern eine Glaubens- und Lebenshilfe anzubieten. Die sechs Ausgaben dieses Jahres stellen die Herausgeber von „Licht“ unter das Schwerpunktthema „Seligpreisungen“. Sie wollen die Bergpredigt darlegen und damit eine Hilfe geben, sie auch heute zu leben.

Aufgeworfen werden dabei Fragen, wie zum Beispiel „Was führt zu Sinn, zum Gelingen des Lebens, zu wahren Menschsein, zu rechter Selbstverwirklichung?“ und „Was macht eigentlich selig?“. Offene Fragen, auf die es sich lohnt gültige Antworten aus dem Evangelium zu suchen. Dabei zu helfen ist die Intention dieser Zeitschrift.

Im Hinblick auf diese und ähnliche Fragen wollen die Herausgeber mit ihrer Zeitschrift „Licht“ die Gestalt und das Gedankengut ihres Leitbildes Franz von Sales den Lesern näherbringen. Denn sein Verständnis vom christlichen Leben komme dem Menschen von heute entgegen.

Ein weiteres Ziel der Zeitschrift ist es, die Leser am Leben der Oblaten des hl. Franz von Sales teilhaben zu lassen durch Nachrichten aus dieser Gemeinschaft, den Kommunitäten, aus ihrem Dienst, vor allem auch aus den Gebieten der jungen Kirche in Afrika und Brasilien.

E.A.F.

Lesen fürs Leben

Unter dem Motto „Lesen fürs Leben“ startete die „Aktionsgemeinschaft katholischer Jugendzeitschriften“ eine Informationskampagne, deren Intention es ist, zum einen bei Kindern und Jugendlichen die Lesebereitschaft und die Freude am Lesen zu fördern und zum anderen Eltern und Erzieher über geeignetes Lesematerial für Kinder zu informieren. Im Rahmen dieser Kampagne wurde ein „Lese-Ratgeber“ herausgegeben, in dem empfehlenswerte Kinder- und Jugendzeitschriften ausführlich beschrieben werden. Erhältlich ist diese Broschüre bei allen katholischen Pfarreien und der „Aktionsgemeinschaft katholischer Jugendzeitschriften“, Schrammerstr. 3, Postfach 668, 8000 München 1.

Hinter der vorzitierten Aktionsgemeinschaft stehen Mitarbeiter aus katholisch orientierten Verlagen, Medienexperten und Pädagogen mit christlicher Lebenseinstellung, die erkannt haben, daß Kinder und Jugendliche „eigene“ Zeitschriften lesen möchten. Durch das Angebot guter, christlich orientierter Zeitschriften möchte die Gemeinschaft diesen natürlichen Wunsch erfüllen und eine Alternative zu den herkömmlichen Heften bieten. Zeitschriften, die den Ansprüchen der Aktionsgemeinschaft entsprechen, erhalten ein Gütesiegel.

Zu den empfohlenen Zeitschriften gehören „spatz“ (ab 4 Jahren, Klens-Verlag GmbH, Postfach 320620, 4000 Düsseldorf 30), „Benni“ (ab 7 Jahren, Winfried-Werk, Frauentorstr. 5, 8900 Augsburg), „Weite Welt“ (ab 8 Jahren, Steyler Pressevertrieb, Postfach 2460, 4054 Nettetal 2), „Stafette top“ (10–14 Jahre, Winfried-Werk GmbH), „Junge Zeit“ (ab 14 Jahren, Verlag Junge Zeit GmbH, Postfach 102543, 8900 Augsburg, und „17“ (ab 15 Jahren, Steyler Pressevertrieb).

Nicht nur der kostenlose „Lese-Ratgeber“, sondern auch Probe-Exemplare der genannten Zeitschriften können bei der Aktionsgemeinschaft angefordert werden.

E.A.F.

Reise durch Italien im Jahre 1740 (Viaggio per Italia)

Johann Caspar Goethe. Herausgegeben von der deutsch-italienischen Vereinigung e.V., übersetzt und kommentiert von Albert Meier, 631 Seiten, Deutscher Taschenbuch Verlag, ISBN 3-423-02179-9, München 1986.

Knapp ein halbes Jahrhundert vor der „Italienischen Reise“ seines berühmten Sohnes Johann Wolfgang trat der dreißigjährige und gerade zum Doktor beider Rechte promovierte Johann Caspar Goethe seine Reise durch Italien an. Die Reiseroute folgte ganz den Empfehlungen damaliger Führer: Nach Aufhalten am Reichstag zu Regensburg und am Reichshofrat in Wien kam er im Februar 1740 in Venedig an. Weiter reiste er über Bologna und Rom nach Neapel. Sein Rückweg schließlich führte ihn erneut über Rom und Venedig, nach Verona, Mailand und Turin. In Genua schiffte er sich dann schließlich nach Marseille ein und kehrte über Paris und Straßburg in seine Heimatstadt Frankfurt am Main zurück.

Johann Caspar Goethe reiste mit dem aufgeklärten Blick des universal interessierten Weltbürgers, bemüht, das fremde Land und seine Sitten zu erkunden und kennenzulernen. In seinem Werk über diese Reise hält Goethe nicht mit seiner Kritik an sozialen oder religiösen Dingen zurück. Die Stationen, Erlebnisse und Eindrücke dieser Reise in fingierten Briefen an einen fiktiven Adressaten in der Heimat aufzuzeichnen, entsprach den Gewohnheiten der damaligen Zeit. Außergewöhnlich ist bei diesem Werk jedoch, daß es von Goethe in italienischer Sprache verfaßt wurde. Er hatte sich Kenntnisse der italienischen Sprache angeeignet, weil er der Meinung war, daß ihm als Reisenden sonst viele Besonderheiten Italiens verborgen geblieben wären. Denn darauf zu hoffen, daß man sich mit den Italienern in deutscher Sprache hätte unterhalten können, wäre illusorisch gewesen, wie er wußte.

Diese „Reise durch Italien“ ist nicht nur eine einzigartige Quelle für die Geisteshaltung des Dichtervaters, sondern auch Ausdruck und Dokument des Lebensgefühls eines überzeugten Protestanten

und aufgeschlossenen Bürgers. „Italien hingegen kann die Liebhaber in vielerlei Hinsicht zufriedenstellen, weil es nicht nur unzählige Altertümer vorzuweisen hat, sondern auch Werke der Architektur, der Bildhauerei und Malerei, der Musik und der Literatur, aus denen die anderen Nationen wie aus einem Quell all das schöpfen und geschöpft haben, dessen sie bedürftig sind“, sagt Goethe bereits in der Vorrede zu seiner Reise durch Italien.

Aber auch von anderen Dingen, die noch heute den Italienreisenden beschäftigen, weiß er zu berichten. So lernte schon er das Problem mit den Trinkgeldern und Straßenhändlern kennen. Er traf auf Italiener, die „keinen anderen Beruf als den, die Altertümer zu erklären“, hatten, und sah eine Reihe weiterer Eigenarten und Besonderheiten Italiens. Auch von allerhand ungeplanten Reiseerlebnissen weiß der Dichtervater zu erzählen. Nicht nur daß seine Reise keineswegs auch nur annähernd so unbeschwerlich war die heute. Er mußte bei seinem Eintreffen in Italien sogar vier Wochen in Quarantäne. Und das lediglich deshalb, weil er über Österreich gereist war, und zu jener Zeit in der Türkei die Pest herrschte, und man unterstellte, er käme von dort.

Bereits die Vorrede macht den Leser neugierig, nun endlich mit Goethe gen Italien aufzubrechen.

Hervorzuheben ist, daß die vorliegende Übersetzung auf das Originalmanuskript des „Viaggio per l'Italia“, das im Besitz der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar ist, zurückgeht und den vollständigen Text mit sämtlichen Appendizes von Johann Caspar Goethe bietet. Die Herausgeber heben hervor, versucht zu haben, sich nicht über die Stilebene des authentischen Wortlautes des Originals hinwegzusetzen und diesem bei der Übertragung in moderne Umgangssprache gerecht zu werden. Das heißt, bei der Übersetzung wurde darauf geachtet, möglichst nicht gegen die historischen Sprachgegebenheiten und die persönlichen Eigenwilligkeiten des Verfassers zu verstoßen.

Nicht berücksichtigt wurden in dieser Ausgabe jedoch die im Originalmanuskript vereinzelt auftauchenden Unterstreichungen sowie die von Goethe handschriftlich gesetzten Marginalien.

Sehr hübsche Zeichnungen von Elmar Hillebrand ergänzen das Werk.

E.A.F.

Ich muß die Wurzeln meiner Hoffnung finden

Roland Schönfelder, Traute Pannier, 64 Seiten, Bonifatius Verlag, Paderborn 1986.

Dem Gestern, dem Heute und schließlich dem Morgen ordnet der Autor seine Gedichte zu, die durch Schwarz-weiß-Photographien und Zeichnungen illustriert werden. Überschriften sind diese drei Kapitel nicht mit einem einfachen Titel, sondern jeweils mit einem ansprechenden Fünfzeiler. Während die Zeichnungen die einzelnen Gedichte recht hübsch einrahmen, sind die Photographien zum Teil wenig ansprechend. Denn damit sich der Leser und Betrachter von heute in diesen Bildern des Lebens wiederfinden kann — wie es die Intention der Herausgeber ist — sollte das Bildmaterial entweder völlig zeitlos oder aber wirklich aktuell sein.

In jedem Fall aber lohnt es sich, anhand dieses Büchleins den Wurzeln der Hoffnung nachzuspüren und die Gedichte und Illustrationen auf sich wirken zu lassen.

E.A.F.

Liebst du mich?

Auf der Suche nach Antwort, Heinz Schütte, Verlag Bonifatius-Druckerei, Liboristraße 1—3, 4790 Paderborn, 1986, 80 Seiten, ISBN 3-87088-512-2.

„Liebst du mich?“, „Hast du mich noch lieb?“ Eine Frage, die wohl jeden Menschen bewegt, wenn sie auch häufig unausgesprochen bleibt. „Lieben und geliebt zu werden ist das höchste Gut auf Er-

den“, so der Verfasser des vorliegenden Büchleins im Vorwort. Denn — recht hat er — danach sehnen sich letztlich alle.

Wer hat nicht schon einmal einen Menschen getroffen, der sich in schrecklicher, fast auswegloser Lage wähnte, der klagte: Ich habe keinen Menschen auf der Welt! Mit keinem kann ich mich aussprechen, ich bin allein, ich habe keinen Lebensmut mehr. Doch:

„Zuweilen ist wohl jeder von uns allein.
Oft fehlt es an mitmenschlicher Hilfe. —
Gott aber ist immer für uns da:
Er ist das vor allem in Jesus Christus.“

Heinz Schütte, bekannt durch über 160 Veröffentlichungen im Bereich von Theologie, Ökumene, Philosophie und Psychologie, versteht es, bei der Suche nach Gott, Glück, Ewigkeit, bei der Suche nach Wahrheit und Liebe Antwort zugeben. In einfacher Sprache bringt er Gedanken, die in die Tiefe gehen. Sein eigener Lebensgrundsatz:

Sei — was du bist — ganz!
Tu — was du tust — ganz!
Aus Liebe handle stets in Liebe!

ist nur ein Beispiel unter vielen kostbaren Dichterworten zu Vertrauen, Güte und Liebe. Eine Leserin schreibt ergreifen: „Ich habe es verschlungen wie ein Trostbuch, dabei fast unaufhörlich geweint um meine unerfüllten Sehnsüchte. So sehr haben mich die Aussagen dieses Buches aufgefangen, daß ich nach fast 2 Stunden Trauerarbeit wieder festen Boden unter den Füßen spüren konnte.“

Die Liebe allein versteht das Geheimnis, andere zu beschenken und selbst dabei reich zu werden. Das Büchlein hilft den Einsamen wie den Liebenden auf der Suche nach Antwort: Liebst du mich?

C.S.

Friedensdienst eines Dorfpfarrers

Historiker berichtet von einer vorbildlichen deutsch-polnischen Begegnung

Der Historiker und Leiter der Zeitgeschichtlichen Forschungsstelle Ingolstadt (ZFI), Dr. Alfred Schickel, hat soeben eine neue geschichtswissenschaftliche Untersuchung vorgelegt. Unter dem Titel „Vergessene Zeitgeschichte“ beschreibt er auch einen Vorgang, der sich in dem westfälischen Dorf Dössel ereignete und den dortigen katholischen Ortspfarrer Stephan Ernst als Hauptakteur hatte. Der Geistliche pflegte nämlich zusammen mit der katholischen Jugend den Friedhof für verstorbene polnische Offiziere, die während des Krieges dort ihr Gefangenenlager („Oflag“ = Offizierslager) hatten, und wurde durch diesen Dienst bald Adressat vieler polnischer Anfragen, denen der Pastor Auskunft gab oder Trost spendete.

Nach Schickels Darstellung war unter den Frage- bzw. Bittstellern auch eine junge Polin, deren Vater, ein Major, im Offizierslager bei einem Fliegerangriff der Engländer ums Leben gekommen war.

Als sie erfuhr, daß der westfälische Priester auch dieses Grab pflegte und es in seine täglichen Fürbittgebete einschloß, schrieb sie dem Pastor in deutscher Sprache die Sätze:

„Ich bin sehr dankbar dafür, desto mehr, daß es ist für mich nicht möglich nach Dössel zu fahren. Um meine Dankbarkeit zu beweisen ich will irgend einen unversorgten Grab einen deutschen Militär von Wehrmacht in Krakow oder Umgebung finden und in Obhut nehmen. Vielleicht sehr geehrter Herr Pastor will mir einen solchen Grab hinweisen.“

Alfred Schickel würdigt diesen Friedensdienst des katholischen Priesters mit den Worten:

„Worum sich offizielle Stellen und Organisationen seit Jahren in ständigen Eingaben und Petitionen vergeblich bemühen, ist für diese schlichte gläubige Polin aus Krakau durch den Friedensdienst des

deutschen Priesters eine menschliche und christliche Selbstverständlichkeit; sozusagen echte deutsch-polnische Begegnung vor dem Hintergrund des Glaubens — ohne Ideologie und Politik.“

Der Untergang des Dritten Reiches

— mit den Berichten des Oberkommandos der Wehrmacht vom 6. Januar bis 9. Mai 1945 und einer Bilddokumentation, von Günter Böldeker, 287 Seiten, 87 Abbildungen, F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung, München — Berlin 1985.

Mehr als vierzig Jahre sind vergangen, seitdem der Zweite Weltkrieg, der mörderischste aller Kriege mit wahrhaft apokalyptischen Dimensionen, beendet wurde. In Strömen von Feuer und Blut ging das nationalsozialistische Deutschland zugrunde. Der Autor verfolgt mit diesem Buch über den Untergang des Dritten Reiches die Ereignisse der letzten Kriegsmonate anhand der Wehrmachtsberichte — jener Nachrichten über die Frontlage, die vom Chef des Wehrmachtsführungsstabes, Generaloberst Jodl, verfaßt und von Adolf Hitler selbst überarbeitet wurden, bevor man sie dem deutschen Volk bekanntgab. Ausgewählt wurden aus dem letzten Kriegsjahr 1945 jeweils die meist besonders ausführlichen Wehrmachtsberichte der Samstage; mit Beginn des Monats Mai bis zur bedingungslosen Kapitulation, schließlich die eines jeden Tages, einschließlich des 9. Mai 1945. Hieraus ergibt sich ein außerordentlich präzises, von Woche zu Woche, Tag für Tag nachvollziehbares Bild von den Phasen des Zusammenbruchs des nationalsozialistischen Deutschlands. Diesen Wehrmachtsberichten stellt der Herausgeber umfangreiche und plastische Schilderungen zur Seite, die jeweils den strategischen, politischen und menschlichen Hintergrund der damaligen Zeit erhellen und ergänzen. Sie erzählen, was an den Fronten und in den Hauptquartieren geschah, sie legen dar, worin die letzten Hoffnungen der Herren des Dritten Reiches, das Schicksal doch noch abzuwenden, bestanden. Sehr eingehend werden auch die Überlegungen in den alliierten Befehlsmitteln behandelt. Sie berichten von Tapferkeit und Aufopferung deutscher Soldaten genau sowie von den Leiden der Flüchtlinge und der Angst der Frauen und Kinder in den Luftschutzkellern unserer Städte.

Alle Berichte und Schilderungen werden ergänzt durch umfangreiches, bis heute wenig bekanntes Fotomaterial und durch eine Dokumentation der wichtigsten Verlautbarungen und Appelle der Reichsführung an das deutsche Volk. Dieses Buch faßt in einer Gesamtschau zusammen, was bisher in vielen Quellen verstreut nachzulesen war. Entstanden ist ein wahrheitsgetreuer, dramatischer Bericht darüber, was sich in den letzten fünf Kriegsmonaten in den Resten des sogenannten „Großdeutschen Reiches“ noch ereignete. Ein Buch für alle, die sich mit der Geschichte des Deutschen Reiches und der Bundesrepublik Deutschland ernsthaft auseinandersetzen und befassen möchten und gleichzeitig den Zusammenbruch bis zum 8. Mai 1945 nacherleben wollen. Ein hervorragender Beitrag zur neueren Geschichte unseres Staates, der einen ausgezeichneten Überblick über die damaligen geschichtlichen Vorgänge vermittelt.

KWB.

Geschichte des Deutschen Katholizismus 1800—1960

Heinz Kürten, Mathias-Grünwald-Verlag, Postfach, 6200 Mainz, ISBN 3-7867-1262-X, 280 Seiten

Wer sich mit dem Weg der katholischen Kirche in Europa nach der Zeit der Aufklärung beschäftigt, wird bald feststellen, daß die Ausprägung der Kirche in verschiedenen Ländern unterschiedlich verlaufen ist. Eine besondere Entwicklung hat dabei die katholische Kirche in Deutschland durchgemacht.

Mit der Neuierung der „Reiche“ in Europa nach dem Sieg über Napoleon, steht die Kirche in Deutschland am Beginn einer ganz neuen Phase. Die Menschen haben nach der Erschütterung der alten gesellschaftlichen Ordnung erkannt, daß sie als Persönlichkeit gefordert sind.

Die Kirche im ersten Überschwang der großen Befreiung durch die Aufklärung schon scheinbar zum Absterben verurteilt, erhält auf einmal neue Kraft. Die Gläubigen sind es, die die Gegebenheiten der

neuen Gesellschaft (Versammlungs- und Koalitionsfreiheit) nutzen und eine Volksbewegung in der Kirche und für die Kirche begründen.

Auf dem Boden des liberalen Vereinsrechtes verschaffen die Laienverbände der Kirche, durch den eigenverantwortlichen Entschluß ihrer Mitglieder, politische und soziale Aktionsfähigkeit.

Manche Prüfung der Vergangenheit — Kulturkampf, I. Weltkrieg, Nachkriegszeit und Nationalsozialismus — hätte die Kirche ohne die Kraft der Verbände nicht so gut bestanden.

So schließt dieses Buch eine spezielle Lücke im Bereich der Kirchengeschichte. Diese Geschichte ist voller Dramatik. Der Autor färbt weder einseitig positiv, noch unterläßt er Kritik, wo sie angebracht ist. So ist diese Geschichte eine recht ausgewogene Darstellung.

Umfangreiche Literaturhinweise und viele Anmerkungen sind eine wichtige Ergänzung. Leider fehlt dem Werk ein Stichwortverzeichnis.

Insgesamt aber ein Werk, das jeder, der am kirchlichen Leben interessiert ist, lesen sollte.

H.F.

Gottes Wort im Bild,

das Christusbild in der Kunst, Heinrich Pfeiffer, Verlag Neue Stadt, Gleißnerstraße 87, 8000 München 83, ISBN 3-87996-149-2, 104 Seiten mit zahlreichen bunten und schwarz-weißen Bildern.

Der Verlag ist immer gut für ein aussagekräftiges Buch. Wer zudem Professor Heinrich Pfeiffer (seit 74 an der Gregoriana in Rom) kennt und ihn, wie wir bei einem Rom-Seminar, als ausgewiesenen Fachmann erleben konnte, der weiß, daß ein solches Buch Qualitäten haben muß.

Dennoch ist überraschend wie der Autor das Thema „Christusbild“ durch Bilder aus weitauseinanderliegenden Bereichen zu einer organischen Einheit zusammengefügt hat.

Unterschiedliche Zeiten, unterschiedliche Kulturen haben Gottes Wort aus der Bibel entnommen und quasi „bild-theologisch“ ausgefaltet.

In sinnfälliger Weise wird damit deutlich, daß das Wort Gottes, die Person Jesu Christi aus einer anderen Dimension des Seins, im Leben unter den Menschen die Fülle des Geistes ausbreitet. Vieles, was in Worten nicht auszudrücken ist, wird im Bild in mehrfacher Hinsicht deutlich.

Der Text in einem angenehmen großen Druck weist dezent — auch den weniger geschulten — auf die Zusammenhänge zwischen Bild und Botschaft hin. Dieses Buch, das auch moderne Beispiele bringt, ist erhebend, wenn man nur die Bilder betrachtet. Das Vertiefen und das Rückbesinnen auf den Text fordert mehr Zeit.

Dieses Werk regt auch zum Nachdenken an. Warum haben die Menschen zu einer gewissen Zeit Christus so dargestellt? Zugleich wird damit auch die neue Dimension des Christusgeheimnisses deutlich.

Wer sich dann noch die kleine Mühe macht und den Texten der Anmerkungen und der Dokumentation zu den Abbildungen und Ergänzungen nachgeht, der hebt den Schatz.

Ein Register erleichtert die Arbeit.

Dieses Buch vermittelt Glauben.

H.F.

Theologie und Frieden, 1,

Friedenspolitik mit militärischen Mitteln, eine ethische Analyse strategischer Ansätze, Thomas Hoppe, Verlag J. P. Bachem in Köln; ISBN 3-7616-0863-2

Theologie und Frieden, 2,

Die strategische Verteidigungsinitiative als ethische Frage, Ernst Josef Nagel, Verlag wie vor, ISBN 3-7616-0861-6

Theologie und Frieden, 3,

Die strategische Verteidigungsinitiative im Spannungsfeld von Politik und Ethik, herausgegeben von Franz Furger und Ernst Josef Nagel mit verschiedenen Beiträgen anerkannter Fachleute, im gleichen Verlag, ISBN 3-7616-0867-5

Alle drei Werke sind in der Arbeit des Institutes für Theologie und Frieden entstanden. Sie sind in einer gründlich angelegten, wissenschaftlichen Arbeit erstellt worden. Eine oberflächliche Besprechung muß man sich hier versagen. Aus Zeitgründen kann daher eine Darstellung erst in einem späteren Heft erfolgen. Da die Redaktion aber weiß, wie sehr diese Probleme im Alltag diskutiert werden, ist schon heute dieser erste Hinweis erschienen. H.F.

Für Wahnsinn erlitten sie Unendliches,

ein junger Mensch im 2. Weltkrieg, Horst Erdmann, Franz-Sales-Verlag, Eichstätt, ISBN 3-7721-0082-1, 472 Seiten.

Die Jugend von heute hat vielfach Angst und flüchtet sich zum Teil in Ängste. Es fehlt vielen die Erkenntnis — das Bewußtsein —, daß in aller Not der Mensch nicht verlassen ist, wenn er in Gott seine Hilfe, seinen liebenden Vater erkennt.

Und dennoch wird die Frage auftauchen, wieso zu Weihnachten ein Buch besprochen wird, in dem ein junger Soldat sein Leben im Krieg und Gefangenschaft beschreibt?

Vielleicht wird erkannt, daß man, wenn man den Frieden will, wissen sollte, was Krieg bedeutet. Es gab eine Zeit, da war der Heldenbericht gefragt und sogar verordnet. So entstand ein falsches Bild. Und viele junge Menschen sind 1914 aber auch noch 1939 mit einem falschen Kriegsbild in den Tod gegangen.

Hier aber spricht der Autor, 1944 gerade 17 Jahre alt, von seinen schweren Erlebnissen. Der Frieden wird für ihn das hohe Gut. Aber er erkennt auch die unterschiedlichen Qualitäten eines Friedens. In der Gefangenschaft war dann auch „Friede“. Aber es fehlte die Freiheit. Es fehlte die Möglichkeit, über seinen Weg selbst zu bestimmen.

Das Buch, das der Verlag in Achtung vor dem Autor im Original übernommen hat, enthält jedoch auch Szenen, die zweifellos echt sind, die man aber mit mehr schriftstellerischer Feinheit hätte schildern können. Zudem sind sie sehr breit angelegt.

Dadurch wird das Werk, im Hinblick auf das Wollen, beeinträchtigt.

H.F.

Licht im Osten,

Erlebnisbericht meiner russischen Gefangenschaft, Ingbert Franz, Franziskaner-Minorit, Franz-Sales Verlag, Postfach 13 61, 8078 Eichstätt, 280 Seiten

Der Verfasser war als katholischer Priester eingezogen und als San-Uffz eingesetzt. Obwohl ihm 1944 die Chance geboten wurde, in eine rückwärtige Einheit versetzt zu werden, blieb er zunächst bei seinen Kameraden.

Dennoch wurde er bald darauf, da Jahrgang 06 — also 28 Jahre alt — in eine Sanitätskompanie eines benachbarten Abschnittes versetzt.

Im Zusammenbruch der rumänischen Front gerät diese Einheit in den Wirbel eines ungeordneten Rückzuges. Nur mit wenigen Kameraden gerät der Autor nach einem Monat ständiger Flucht auf ungarischem Gebiet in russische Gefangenschaft. P. Franz schildert dann seine Erlebnisse in der Gefangenschaft mit jener Eindringlichkeit, die nichts an Deutlichkeit vermissen läßt aber sprachlich immer sauber bleibt.

Er spricht auch von seinem Glauben an Gott, von seiner Verzagtetheit und von der Kraft, die ihm und teilweise seinen Kameraden im Gebet zuwuchs. Er zieht auch die Lehren aus dieser Zeit: Selbstbeherrschung, Ordnung und freiwilliges Entsagenkönnen helfen auch schwerste Krisen zu meistern. Er geht auch auf das Problem ein: „Warum hat Gott dieses Elend zugelassen?“ Und er findet zum Teil die Ursache, das Böse im Menschen und die Mitschuld an so vielen Ungeheuerlichkeiten im Verhalten anderer.

Der Verfasser verschweigt nicht die Skrupellosigkeit unter den Gefangenen, er setzt aber den Siebenbürger Sachsen in Kronstadt und Neustadt ein Denkmal für ihre aufopfernde Hilfsbereitschaft. Er schildert die Grausamkeiten russischer Soldaten, verschweigt aber auch nicht die guten Taten.

Tief beeindruckend ist auch das Bekenntnis, das dieser Ordensmann auf die Frage hin, ob er noch einmal Priester werden wolle, ablegt, „ja und mit noch entschiedenerem Bewußtsein“.

Dieses Buch kann der Leser, der diese Jahre miterlebt hat, bis in die Tiefe aufwühlen. Die Rezension müßte seitenlang werden. Und die Jugend, die nunmehr seit 40 Jahren keinen Krieg mehr erlebt hat, müßte nach dem Lesen Gott danken, daß ihr so viel Leid erspart geblieben ist.

Beeindruckend ist dann auch noch das letzte Kapitel, das von der Heimkehr nach Würzburg handelt. Von Rottendorf, der letzten Station vor der Einfahrt in den Talkessel, in dem die Mainmetropole liegt, bis hin zum durch die zerstörte Stadt (1947). Dann die wohltenede Aufnahme im Kloster, wahrhaft zu Hause in der Gemeinschaft der Brüder des Heiligen Franziskus.

Das Buch schließt mit der Wallfahrt zum Kärpele und der Bekräftigung des Glaubens an „Gottes heilige Führung und des Vaters liebende Hand“.

H.F.

Theresien-Kalender 1987

Verlag der Schulbrüder, Postfach 210248, 7500 Karlsruhe 21, 96 Seiten.

Spätestens wenn das jährliche Exemplar des Theresien-Kalenders in der Redaktion vorliegt, weiß man, es geht auf Weihnachten zu.

Was macht nun ein solcher Kalender in unseren Buchbesprechungen?

Einmal ist es gut, wenn man in dieser kurzlebigen Zeit einmal an die oder eine andere Möglichkeit menschlichen Lebens und persönliche Erfüllung gemahnt wird. Und diese trotz des schweren Lebensweges liebenswerte, große Heilige, kann uns Menschen von heute schon etwas sagen.

Man liest von schweren Stunden — der Teilzerstörung der Stadt 1944 — der wunderbaren Rettung des Karmel und seiner Schwestern — und man erlebt zum anderen, wie man dennoch Heiterkeit und Besinnlichkeit in den Alltag tragen kann. Menschen in ihren Alltagssorgen dürfen sich trösten lassen.

H.F.

Der Familienratgeber,

herausgegeben von Ferdinand Oertel, Styria Verlag, Postfach 511029, 5000 Köln 51 (Graz-Wien), ISBN 3-222-11 679-2 und Einhard-Verlag, Aachen, ISBN 3-920 284-18-6, 255 Seiten.

Dr. Ferdinand Oertel ist nach umfangreichen Studien und Tätigkeiten als Redakteur im katholischen Pressebereich seit 1980 Chefredakteur von „Leben und erziehen“, der großen katholischen Eltern- und Familienzeitschrift. Er ist verheiratet und hat drei Kinder.

Somit sind die großen Voraussetzungen für die Qualität eines solchen Buches gegeben. Wie aber ist der Autor dieses Thema angegangen? F. Oertel hat neben der Vorgabe seiner Ideen, Fachleute von Rang zu Wort kommen lassen.

Die Hauptkapitel sind:

- Das neue Miteinander in der Ehe
- Wie die Familie wird und wächst
- Zusammengebunden
- Religiöse Wachsen in der Familie
- Wege in die Zukunft.

Dann ist diesen Kapiteln noch eine sehr wichtige Ergänzung beigegeben: wichtige Adressen. Wie oft erfährt man, daß nach oft großem Leid Menschen sagen: ich habe von der Möglichkeit Rat zu holen nichts gewußt. Auf wenigen Seiten ist hier das Wichtigste aufgeführt.

Ein „Schlag nach“ nach grundsätzlichen Gesichtspunkten erleichtert die Nachschau in „gewissen“ Fällen. Letztlich vervollständigt ein Stichwortverzeichnis dieses gut gegliederte Buch. Ein Autorenverzeichnis ist eine recht gute Ergänzung.

Der Verfasser möchte vom Ratgeber alten Stils abkommen. Er will keine Rezepte vermitteln. Ihm geht es vielmehr darum, daß die Menschen mehr als bisher begreifen, daß eine Ehe — auf Lebensdauer angelegt — auch ein lebenslang andauernder Prozeß von Entscheidungen ist, da sich die Situation beinahe täglich wandeln.

So versucht das Buch, die neuen Bedingungen quasi zu spiegeln. Es soll bewußt gemacht werden, daß ständig neue Probleme erkannt und gelöst werden müssen. Man trägt damit den „Anstrengungen“ einer heutigen Ehe Rechnung. Auf diese Weise soll den Partnern deutlich werden, daß alle Entwicklungen in die Lebensplanung und -gestaltung einbezogen werden müssen. Praktische Ratschläge aus der Ehe- und Erziehungsarbeit, aufgearbeitet anhand langjähriger Erfahrung, können hilfreich sein.

Der Ratgeber versucht, das ganze Leben eines Menschen-Paares von der ersten Begegnung bis zur Abnabelung der Kinder und deren Hineinwachsen in ein eigenständiges Leben zu begleiten.

Die Abschnitte sind jeweils kurz gefaßt und lassen sich gut lesen. Man kann daher jeden Schritt, der überschaubar abgehandelt ist, mit eigenen Gedanken begleiten.

Insgesamt ein lesenswertes und sicherlich heute auch notwendiges Buch.

H.F.

Du bist mein Zeuge

Ein modernes Haus wird gebaut —
mit viel Glas,
oben und unten, rundherum.
Herr, wie schön ist ein Heim,
in dem die Sonne mitwohnen darf.
Ich möchte darin wohnen,
möchte dort mein Zuhause haben,
das mich birgt und schützt
und Licht von oben einfallen läßt.
Bewahre mich aber vor jenen Aquarien,
durch deren Glaswände
jeder Gaffer mein Leben kontrollieren
kann,
was ich esse,
wie ich arbeite,
wen ich liebe.

Herr, das geht niemanden etwas an.
Sie haben kein Recht,
mit neugierigen Augen und Ohren
zu überwachen,
wie lange ich schlafe,
welche Zahnpasta ich benutze,
welche Partei ich wähle,
was ich denke.
Darum darf ich eine Mauer ziehen
und daranschreiben: „Privat —
Eintritt und Zuschauen verboten!“
Aber auch hinter Mauern ist man heute
nicht mehr sicher.
Es gibt streichholzkleine Kameras,
Teleobjektive, Telefonwanzen,
flüsternde Neubauwände,
Skandalreporter.

Herr, beschütze uns vor diesen Über-
wachern,
neugierigen Behörden und Firmen,
neugierigen Zeitungsschmierern
und ebenso neugierigen Lesern,
vor dem Laster der Indiskretion.

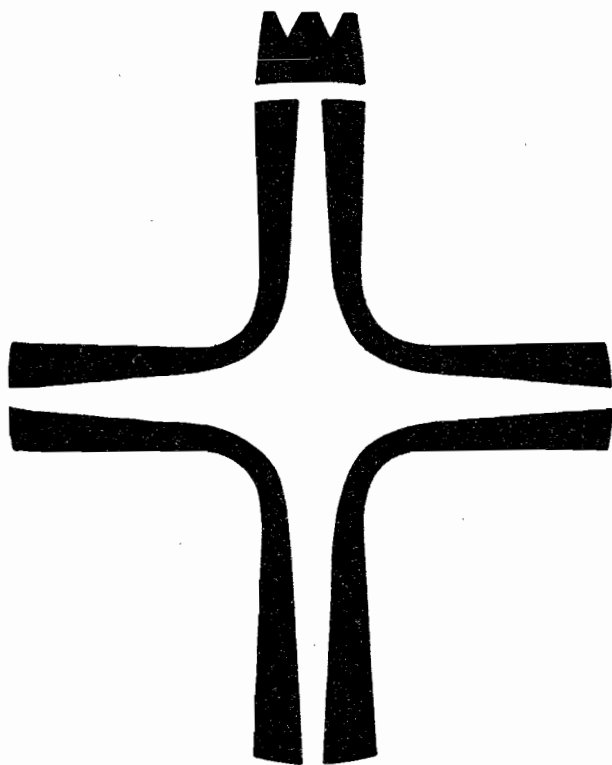
Nur ein Zeuge hat das Recht,
alles zu sehen,
zu hören,
was ich denke, tue, fühle.
Ich kann dich nicht aussperren,
nicht täuschen,
nicht bestechen.
Weder bei Tag noch bei Nacht.
Dieser Zeuge bist du, mein Gott.

Herr, dieser Gedanke macht mir Angst,
weil ich zum Mitwisser meiner Geheimnisse
jenen weiß,
der mein Schöpfer und Erlöser ist,
aber auch mein Zeuge und Richter sein
wird.

Laß mir diese heilsame Angst.
Wecke sie vor allem dann,
wenn ich mich beruhigt daran mache,
zu sündigen,
weil niemand mich sieht,
niemand etwas davon weiß.
Du, mein Gott, bist immer dabei.
Laß mir daraus aber auch Mut zukommen,
wenn ich allein stehe mit meiner Meinung,
wenn ich mich verlassen fühle.
Dann laß mich spüren,
daß du zugegen bist,
daß du mich siehst und hörst,
mich verstehst,
daß du mein Zeuge bist,
wenn es um Wahrheit und Recht geht.

Herr, du bist der Zeuge
meiner Tage und Nächte,
meiner Gedanken, Worte und Werke.
Sei mir jetzt ein Helfer
und einst
ein gnädiger Richter.

Paul Roth



„auftrag“ ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Redaktion:

Helmut Fettweis (Oberst a.D.), Chefredakteur

Wilhelm Lehmkämer (Oberstleutnant a.D.), Gesellschaft und Kirche

Helmut P. Jermer, Hauptmann, Information, Beiträge z. Frieden

Brief-Zuschriften: auftrag, Postfach 200125, 5300 Bonn 2

Überweisungen: auf Konto Nr. 2532786 BLZ 38040007 Commerzbank Bonn, Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln — Generalvikariat des Katholischen Militärbischofs — Vermerk: „Spendenkonto der GKS“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung der Redaktion.

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, 5305 Bonn-Oedekoven, Schöntalweg 5

Nachbestellungen gegen eine Schutzgebühr von 5,— DM an den ausliefernden Verlag.